



## Kirchenleitung durch Schlafen und Steuern

Sehr geehrte Damen und Herren, erlauben Sie mir, dass ich bei meinem Vortrag zum Impulspapier »Kirche der Freiheit«, zu seiner Diskussion und zum Zukunftskongress Anfang des Jahres an einem etwas abgelegenen, entfernten Ort anfrage: beim See Genezareth. *»Und am Abend desselben Tages sprach Jesus zu seinen Jüngern: Lasst uns hinüberfahren. Und sie ließen das Volk gehen und nahmen ihn mit, wie er im Boot war, und es waren noch andere Boote bei ihm Und es erhob sich ein großer Windwirbel, und die Wellen schlugen in das Boot, so dass das Boot schon voll wurde. Und er war hinten im Boot und schlief auf einem Kissen. Und sie weckten ihn auf und sprachen zu ihm: Meister, fragst du nichts danach, dass wir umkommen? Und er stand auf und bedrohte den Wind und sprach zu dem Meer: »Schweig und verstumme!« Und der Wind legte sich, und es entstand eine große Stille. Und er sprach zu ihnen: »Was seid ihr so furchtsam? Habt ihr noch keinen Glauben?« Sie aber fürchteten sich sehr und sprachen untereinander: »Wer ist der? Auch Wind und Meer sind ihm gehorsam!«*

Das Schöne an den biblischen Geschichten ist, dass sie schräg sind, himmlisch schräg. Und weil sie so schräg sind, können sie helfen, unseren Blick gerade zu rücken.

Da geraten Jesus und die Jünger also mit ihrem Schiff in einen Sturm: die Jünger schaffen, Jesus schläft. Das Boot läuft voll, die Jünger wecken Jesus, der stillt den Sturm. Und das ganze endet mit einem höchst messianischen Glaubens-Rüffel und dem furchtsamen Erschrecken der Jünger.

Die Jünger sind hier - wie auch sonst bei Markus - die Personifikation des Kleinglaubens, ja sogar des fehlenden Glaubens. »Was seid ihr so furchtsam? Habt ihr noch keinen Glauben?«

Doch worin liegt eigentlich der Glaubensmangel bei den Jüngern?

Dass sie sich in ihrer Not geradezu bedend an Jesus wenden und ihn aufwecken? Oder darin, dass sie statt steuern, Wasser schippen und Segel reffen lieber selbst hätten schlafen sollen? »Den seinen gibt's der Herr im Schlaf?« Ich bin skeptisch, ob das wirklich ein Ausdruck besonderen Gottesglaubens gewesen wäre, wenn sich die Jünger - von denen etliche ja noch dazu Fischer waren - einfach zu ihm gelegt hätten. Jesus kann schlafen, weil seine Jünger sich um das Schiff kümmern und weil er darum weiß, dass dieser Sturm nicht das Ende sein wird.

Nein, ich sehe den kritischen Punkt wo anders: Der Unglaube liegt m.E. darin, dass die Jünger bei ihrem regen seemannischen Handeln nicht darauf trauen, dass Gott sie am Leben erhalten und ans andere Ufer bringen wird: *»Meister, fragst du nichts danach, dass wir umkommen?«*

Der Unglaube der Jünger ist ihre Furcht. Eine wesentliche Pointe der Geschichte liegt dann darin, wie sich Schiff-Steuern, Schlafen und Sturm-Stillen zu einander verhalten. Es geht damit zugleich um die sorgfältige In-Beziehung Setzung dessen, was Sache des Menschen und was Sache Gottes ist und wie sich beides zu einander verhält. Die Geschichte von der Sturmstillung ist so eine Einübung in die höchste Kunst der Theologie, in die Unterscheidung von

## Inhalt

### ■ Artikel

Dr. Thorsten Latzel,  
Kirchenleitung durch  
Schlafen und Steuern 97

Dr. Matthias Rein  
Flottenverband Kirche 103

Martin Ost,  
Liebe Leserin, lieber Leser 110

### ■ Aussprache

Matthias Ewelt,  
Qualitätssicherung im  
Mentorat 108

Carola Wagner,  
Sind Gebete witzig? 108

Dieter Heim,  
Papst I: Mehr Distanz! 108

Leander Sünkel,  
Papst II: Nicht alles ist göttlich-  
katholischen Ursprungs 109

Martin Voß,  
Papst III: Kanonische Exegese 109

### ■ Hinweis

Karl-Friedrich Künzel,  
4. Info-Tag für Ruheständler 109

### ■ Ankündigungen 110

opus Dei und opus hominum, in den Kern der Rechtfertigungsbotschaft.

Schlafen ist Sache des Menschen. Es ist - hier in dieser Geschichte - Ausdruck des unbedingten Vertrauens, des Sich selbst loslassen in die Güte Gottes. »Ich liege und schlafe ganz mit Frieden; denn allein du, HERR, hilfst mir, dass ich sicher wohne.« (Ps 4,9) Glaube als Geschenk, schlafen zu können, weil Gott selbst zum Tun das Ruhn gesetzt hat und den Segen von beiden in seinen Hände hält. Glaube als Geschenk, schlafen zu können, weil man den Schöpfer Himmels und der Erden auf seiner Seite weiß. Glaube als Geschenk, schlafen zu können, weil auch der kleine Bruder des Todes, der Schlaf, so nicht mehr Feind, sondern Tröster ist.

Dass Schlafen dabei nicht per se und in jedem Fall Ausdruck des Glaubens und das adäquate Verhalten in der Nachfolge Jesu ist, zeigt sich spätestens im Garten Gethsemane. Glaube als das Geschenk, schlafen zu können, gewinnt Gestalt in der Gabe, zur rechten Zeit zu wachen und zu beten.

Auch Schiffe zu steuern ist Sache des Menschen. Es gehört zur Klugheit und zum Verstand, mit denen Gott Menschen begabt. Gott sei dank, gibt es Menschen, die dies können - und die mit ihrer Arbeit andere schlafen lassen. Spannender Weise sind es in der Bibel immer die Gottesmänner, gleichsam die Theologen, von denen das Schlafen bzw. Ruhen auf dem Schiff in ganz unterschiedlicher Weise berichtet wird: von Jona, von Jesus, von Paulus. Schiffe zu steuern ist eine gute Gabe Gottes an den Verstand des Menschen im Dienst seiner Boten. Schiffe steuern und schlafen gehören zusammen.

Problematisch wird das Steuern allerdings dann, wenn es eben nicht im Dienste Gottes steht. Problematisch wird es, wenn die Leute am Steuer nicht darum wissen, wer Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn. Der Mensch steuert das Schiff, aber er beherrscht es nicht. Der Mensch denkt und lenkt, aber er bestimmt nicht die Richtung, kommt nicht von sich aus vorwärts, führt nicht zum Ziel. Das alles ist allein Sache Gottes.

Damit sind wir beim dritten Punkt: Sturm stillen ist Sache Gottes. Der Herr der Zeiten ist auch der Herr der Ge-Zeiten. Was um uns und mit uns und in uns passiert, das steht in seiner Hand. Und auch Stürme, urzeitliche Chaos-Mächte und dämonische Kräfte haben still zu sein, wenn er »Schweig und ver-

stumme« spricht. Die Erfahrung dieser erhabenen Vollmacht der Liebe Gottes lässt auch den Glaubenden, wann immer sie ihm wiederfährt, erzittern. Aber sie lässt ihn - anders als die Jünger - nicht mehr fürchten. Die Vollmacht der Liebe Gottes - jenseits all dessen, was ein Mensch sich vorstellen kann - ist vielmehr der tragende Grund allen Tuns der Glaubenden. Weil Gott Stürme stillt, können wir steuern und schlafen - und alles zur rechten Zeit am rechten Ort. Gott führt die Seinen ans rechte Ufer - ob durch Schiffbruch wie bei Paulus, ob durch Sturmstillung wie bei den Jüngern oder durch einen Fisch wie bei Jona. Es ist gut, wenn die Seinen sich mit ihrem Tun und Ruh'n in Gottes Dienst nehmen lassen, wenn sie auf dem Weg zu Gottes Ziel nicht Hindernis, sondern Hilfe sind, und wenn sie allen Toben und Stürmen zum Trotz nicht daran irre werden, dass es gut und d.h. zu Gottes Ziel, zum Wohl seiner Gemeinde und zum Heil der gesamten Schöpfung ausgeht:

Was er sich vorgenommen  
und was er haben will  
das muss doch endlich kommen  
zu seinem Zweck und Ziel.

Nun, wenn man einen Vortrag über den Reformprozess in der Kirche mit einer Geschichte über ein Schiff im Sturm beginnt, so hört das symboldidaktisch geschulte Ohr natürlich schon die Nachtigallen trapsen. Ich werde am Ende des Vortrags noch einmal darauf eingehen, was die Geschichte für die Frage kirchlicher Veränderung heißt.

**Zuvor möchte ich in aller Kürze zu vier Punkte etwas sagen:**

1. Anstoß und Entstehung des Impulspapiers
2. zentrale Pointen des Impulspapiers
3. Eindrücke aus der Diskussion und kritische Anfragen an das Papier
4. Der Zukunftskongress in Wittenberg und der weiterer Reformprozess

Sehen Sie mir bitte nach, wenn ich - trotz der Themenstellung - in dem Vortrag auf die Frage der Leuchtfeuer-Metaphorik nicht noch einmal eigens eingehe. Zu dem Bild ist m.E. im Für und Wider nun wirklich alles gesagt, - wenn vielleicht auch noch nicht von allen. Es gibt für unsere Diskussion heute morgen - glaube ich - fruchtbarere Bäume, an den wir schütteln sollten. Wie ich selbst zu der etwas eigenartigen Alternative »Sternschuppe oder Signal« stehe, werden Sie vielleicht schon ahnen, aus dem Folgenden aber sicher heraus hören können.

## 1. Anstoß und Entstehung des Impulspapiers

Die Erarbeitung des Impulspapiers hatte einen doppelten unmittelbaren Anlass: zum einen die mittelfristige Mitgliedschafts- und Finanzperspektive der EKD, zum anderen die vierte Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (KMU IV). Zur mittelfristigen Mitgliedschaft-/Finanzperspektive: Jedes Jahr verlieren wir bundesweit Mitglieder im Umfang von rund 200.000-300.000 Menschen, also etwa die halbe Einwohnerschaft der niedersächsischen Landeshauptstadt Hannover. Trotz rückläufiger Austrittszahlen und vermehrten Eintritten wird sich daran aller Voraussicht nach unmittelbar nicht viel ändern, da über zwei Drittel der Verluste schon heute auf demographische Gründe zurückgeht.

Das ist alles überhaupt nicht neu. Der Skandal ist dabei auch nicht der Umfang des Verlustes, sondern, dass es zur Normalität geworden ist. Es regt sich im Grunde niemand wirklich darüber auf.

Zur IV. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung: Die vierte Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung führte - neben vielen anderen Einsichten - noch einmal die Milieuerengung innerhalb der Kirche deutlich vor Augen. Und ein Journalist brachte es auf die schöne Formel: »Das ist doch seltsam: Die Mitglieder werden weniger und die KMU immer dicker.« Das heißt im Klartext: Wir verstehen zwar immer genauer, was im Blick auf die Entwicklung der Kirche und ihrer Mitglieder passiert, schaffen es aber nicht, daran etwas zu ändern.

Wenn ich in die Arbeiten meines Vorgängers schaue, so finde ich daran ganz ähnliche Aussagen vor 15-20 Jahren, nur dass damals auf Grund von höheren Kirchensteuereinnahmen offensichtlich kein Handlungsdruck da war. Die Aufgabe vor der sich der Rat der EKD deshalb sah, war daher eine dreifache:

1. Es sollte eine Trendwende in der Entwicklung der Institution angestrebt werden.
2. Es galt einen dafür notwendigen Mentalitätswandel zu initiieren bzw. zu befördern.
3. Es sollten ermutigende Perspektiven gegen die Depressionsspirale der ständig neuen Kürzungswellen und Strukturveränderungen vermittelt werden, eine Perspektive, in der Kirche wieder neu offen, attraktiv und einladend für andere wird und in der

vor allem für alle Mitwirkenden die Arbeit in der Kirche Sinn und Freude macht.

Für äußerst wichtig halte ich es dabei, dass diese Zielsetzung ein dezidiert geistlich-theologisches Anliegen ist und nicht bloß den Versuch einer kirchlichen Selbsterhaltung darstellt. Es geht letztlich um die Frage, wie wir möglichst gute Voraussetzungen dafür schaffen, um das Evangelium an andere Menschen weiterzusagen - und auch dafür, dass das in der nächsten Generation so möglich ist.

Um diese Aufgabe wahrzunehmen, setzte der Rat der EKD Ende 2004 eine Perspektivkommission ein: ein Gremium besetzt mit 12 Personen, das aber bewusst nicht die verschiedenen kirchlichen Lobbygruppen abbilden sollte, sondern darauf zielte, von anderen zu lernen. Dieser Ansatz war für kirchliche Binnenkultur fremd und störend, erwies sich rückblickend jedoch als sehr produktiv.

Nach anderthalbjähriger, intensiver Arbeit hatte die Perspektivkommission einen Text erarbeitet, der - nach Beratung in Rat und Kirchenkonferenz - vom Rat am 6. Juli 2006 veröffentlicht wurde.

## 2. Zentrale Pointen des Impulspapiers

Für das richtige Verständnis des Textes gilt es zunächst seine Gattung zu beachten: Es ist kein Masterplan, der einen Gesamtplan für den kommenden Reformprozess darzulegen beansprucht. Es ist auch kein bleibendes theologisches Manifest, kein Text, der auf eine zeitübergreifende Dignität zielt. Es handelt sich vielmehr um ein Impulspapier, das heißt um einen Text, der auf Anstößigkeit im positiven Sinne zielt, einen Text, der etwas praktisch in Bewegung setzen will. »Kirche der Freiheit« hat insofern eine mäeutische, also ein Hebammenfunktion. Es ist ein Verbrauchstext, der sich in der Reform-Diskussion abnutzen soll und überholt wird, es ist ein Text, von dem es keine zweite, überarbeitete Auflage geben wird. Seine Zielsetzung ist es, vom »Papier zum Prozess« zu führen.

Diese Gattung ist in der Kirche gleichfalls fremd und ungewohnt. Üblich sind in der Kirche eher Leitbild-, statt Impulsprozesse. Es geht in der Regel eher darum, eine konsensfähige Textgrundlage zu finden, auf der sich möglichst viele Menschen einfinden können und die möglichst wenigen Menschen weh-

tun soll. Das war aber nicht die Intention dieses Textes - und manche der Reaktionen auf das Impulspapier erklären sich m.E. aus der Ungewohnheit der Gattung, der es um eine konstruktive, produktive Anstößigkeit geht.

### Als besondere Leistung des Textes sehe ich folgende Punkte an:

1. Er bietet eine nüchterne Bestandsaufnahme der kirchlichen Situation und verbindet diese mit einer ermutigender Perspektive.
2. In ihm hat sich der Rat der EKD selbst positioniert und so ansprechbar und angreifbar gemacht.
3. Er liefert den Anstoß dazu, dass sich die Landeskirchen *gemeinsam* auf den Weg machen - und das auf allen kirchlichen Ebenen und Handlungsfeldern.
4. Er ermutigt zu kirchlichem Handeln, indem er Kirche *von vorne her denkt* und neue, langfristige Perspektiven aufzuweisen versucht.
5. Er drückt den Willen zu wirklichen Veränderungen aus, in dem er auch konkrete Zahlen zu nennen wagt und nicht auf der Ebene abstrakter Aussagen bleibt.
6. Er greift - wie die Diskussion gezeigt hat - zentrale schmerzhaft Fragen im kirchlichen Veränderungsprozess auf.

Das eigentliche Zentrum des Textes bilden dabei vier Leitlinien, die gleichsam so etwas wie Puls und Herzschlag aller weiteren Ausführungen sind.

1. *Geistliche Profilierung statt undeutlicher Aktivität.* Wo evangelisch draufsteht, muss Evangelium erfahrbar sein.
2. *Schwerpunktsetzung statt Vollständigkeit.* Kirchliches Wirken muss nicht überall vorhanden sein, wohl aber überall sichtbar.
3. *Beweglichkeit in Form statt Klammern an Strukturen.* Nicht überall muss um des gemeinsamen Zieles willen alles auf dieselbe Weise geschehen; vielmehr kann dasselbe Ziel auch auf verschiedene Weise erreicht werden.
4. *Außenorientierung statt Selbstgenügsamkeit.* Auch der Fremde soll Gottes Güte erfahren können, auch der Ferne gehört zu Christus. Insofern gilt es alle kirchliche Arbeit darauf hin zu befragen, ob sie nur dazu dient, sich selbstbezüglich auf den angestammte Kern zurückzuziehen oder sich offen und einladend anderen Menschen zuwendet.

Diese Leitlinien werden in dem Papier bezogen auf die empirische Wahrnehmung von Chancen und Herausforderungen der gegenwärtigen kirchlichen Situation. Sie werden so dann ekklesiologisch verankert im Blick auf die reformatorische Theologie - und schließlich exemplarisch entfaltet im Blick auf die zwölf sogenannten »Leuchtfelder«, auf Themen, die für die weitere Entwicklung der Kirche von besonderer Bedeutung sind. Die zwölf Leuchtfelder sind dabei ihrerseits vier übergreifenden Handlungsfeldern zugeordnet: kirchliche Kernangebote, kirchliche Mitarbeitende, kirchliches Handeln in der Welt und kirchliche Selbstorganisation. Ohne auf die einzelnen Themen hier einzugehen, die Sie ja schon kennen oder zu Hause in Ruhe nachlesen können, möchte ich nur auf einige Knackpunkte, einige »crucial points« des Textes abheben.

- Dazu gehört etwa die Frage nach der Qualität kirchlicher Arbeit. Wie lässt sich die Qualität kirchlichen Handelns, etwa von Gottesdienst und Kasualien, wahrnehmen, sichern und steigern? Dieses Thema wird in der Kirche weithin tabuisiert. Man redet mit unter Kollegen über vieles, aber nicht darüber.
- Welche Bedeutung wird weiterhin der Stärkung der Institution Kirche eigentlich in evangelischer Sicht beigemessen? Es geht hier um die Frage einer reflektierten und kritischen Identifikation der Mitarbeitenden mit der Kirche. Es gibt wohl keine größere Institution, in der die eigenen Mitarbeitenden eine solche kritische Haltung gegenüber der eigenen Einrichtung hat wie in der Kirche.
- Wie ist das Verhältnis von Wirken des Geistes und Gestaltungsaufgabe des Menschen zu beurteilen? Und ist Erfolg oder gar messbares Wachstum eigentlich ein theologisch zulässiges Ziel kirchlichen Handelns?
- Wie kann die kirchliche Präsenz in Fläche auch bei rückläufigen Finanzzinnahmen und personellen Ressourcen gesichert werden, ohne der Gefahr einer strukturellen Überdehnung zu erliegen?
- Wie sieht unter diesen Voraussetzungen das künftige Verhältnis von Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen in der Kirche aus? Was sollten die Pfarrer/innen als ihre Kernaufgaben tun und was sollten sie lassen?

- Wie kann angesichts einer regional zunehmenden divergierenden Entwicklung der unterschiedlichen Regionen in Deutschland ein gelingender kirchlicher Föderalismus aussehen?

### 3. Eindrücke aus der bisherigen Diskussion und kritische Anfragen an das Papier

Das Impulspapier hat eine sehr starke Wirkung entfaltet. Es wurde innerhalb wie außerhalb der evangelischen Kirche sehr breit aufgenommen und diskutiert. Innerhalb von 9 Monaten wurde der Text rund 42.000 als Druckfassung versandt und ca. 260.000 im Internet aufgerufen - und das bei einem theologischen Text von über 100 Seiten! Erfreulich ist dabei vor allem die Beteiligung von sehr verschiedenen Bereichen. Es wurde in Schulklassen ebenso diskutiert wie in Gemeinden, Kirchenkreisen, Gruppen und Institutionen. Positive Resonanz fand es besonders oft bei jungen Menschen und bei Menschen, die nicht zu den kirchlichen Funktionären gehören.

#### In aller Kürze einige Stationen der Diskussion bis zum Kongress in Wittenberg:

*Eine erste Phase* der Diskussion lässt sich Anfang Juli unmittelbar nach der Veröffentlichung des Textes ausmachen. Die Presse konzentriert sich in dieser Phase besonders auf die Punkte, bei denen sich eine innerkirchliche Kontroverse erzeugen lässt, namentlich das Leuchtf Feuer 11 mit den Vorschlägen zur Reduktion der Landeskirchen von 23 auf 8-12.

Nach diesen recht hitzigen ersten Reaktionen kommt es in einer *zweiten Phase* dann zu ersten eingehenderen Diskussionen in Institutionen, zu schriftliche Stellungnahmen und ersten grundlegenden Auseinandersetzungen.

Eine *dritte Phase* lässt sich dann mit der Aufnahme der Diskussion auf der EKD-Synode von Würzburg Anfang November 2006 festmachen. Nachdem zunächst ein Vorwurf gegenüber dem Papier lautete, die verfassten kirchlichen Organe, insbesondere die Synoden nicht hinreichend zu beachten, nimmt die Synode selbst den Impuls des Textes positiv auf und macht in einer intensiven und guten Diskussion den Reformprozess zu seinem zweiten Hauptthema. Zugleich wird die Fortführung des Prozesses zum Thema der nächsten Synode 2007 bestimmt.

Die positive Rezeption der Impulse in Würzburg waren rückblickend ein zentraler und wichtiger Schritt auf dem Weg zum Zukunftskongress in Wittenberg, auf den ich gleich näher eingehe. Inhaltlich kann man die Diskussion als sehr intensiv und kontrovers, aber auch als äußerst hilfreich und klärend bezeichnen. An vielen Stellen konnten die entfalteten Perspektiven präzisiert, modifiziert und weiterentwickelt werden. An anderen Stellen half die Diskussion dazu, die zentralen offenen Fragen sichtbar zu machen und genauer zu klären. Darüber hinaus erbrachte der Diskussionsgang vielfältige Anregungen für die weitere Arbeit. Kritisch muss jedoch rückblickend auch festgestellt werden, dass in der Diskussion oft eine massive Form des Kirchturmdenkens zum Ausdruck kam. Die Leitfrage des innerkirchlichen Lobbyismus lautete an vielen Stellen: »wie häufig kommt unser Arbeitsfeld als Stichwort im Text vor« und »können wir das Papier nutzen, um Wasser auf unsere eigenen Mühlen zu lenken.« Es gibt in unseren Kirchen m.E. einen eklatanten Mangel an gesamtkirchlicher Verantwortung und Sichtweise.

An dieser Stelle sei noch einmal ausdrücklich betont, dass das Impulspapier anstößig und strittig ist und auch sein will, dass man durchaus unterschiedlicher Meinung zu den verschiedenen Überlegungen sein kann und dass der Text auch verschiedene Unschärfen und Weiterentwicklungsmöglichkeiten bietet. Notwendig ist es jedoch, sich der leitenden Fragestellung und den zentralen Anliegen des Textes zu stellen. Ich finde es - exegetisch formuliert - problematisch, wenn man sich bei einem »Impulspapier«, das sich den institutionellen Herausforderungen der Kirche in unserer Zeit zu stellen versucht, in Einzelversauslegung verliert und die eigentliche Pointe und pragmatische Intention nicht mehr im Auge behält.

In diesem Sinne möchte ich - in Form einer freundlichen Apologie - versuchen, auf einige zentrale Einwände aus der Diskussion einzugehen und speziell auch auf die Frage, was die Diskussion für den Pfarrberuf heißt. Anliegen ist es dabei nicht, das Papier zu verteidigen, sondern die Sache zu fördern, um die es in dem Papier geht.

#### 1. Ein Grundvorwurf lautete, der Text sei zu wenig spirituell und theologisch.

Es komme in dem Papier zu wenig die »Kirche in der Kraft des Heiligen Gei-

stes« vor, es werde zu sehr das Handeln des Menschen in das Zentrum gerückt. Nun, der Feststellung, dass nicht wir es sind, die die Kirche berufen, sammeln, heiligen und bis ans Ende der Zeiten erhalten, sondern dass dies der Heilige Geist tut, kann ich nur zustimmen. Und ich glaube, dass dies auch an verschiedenen Stellen im Text markiert ist - etwa im zweiten Hauptteil oder in der Einleitung zu jedem Leuchtf Feuer. Es stimmt allerdings auch, dass das Impulspapier sicher stärker auf das konzentriert, was wir im Blick auf die weitere Entwicklung der Kirche tun können und sollen.

Aber gerade weil Gott seine Kirche bis an das Ende der Zeiten erhalten wird, haben wir m.E. die Aufgabe und Verantwortung, uns als Werkzeug des Heiligen Geistes gebrauchen zu lassen und alles in unserer Macht stehende zu tun, um die Wirksamkeit des äußeren Wortes zu fördern. Insofern halte ich die institutionelle Stärkung für ein dezidiert theologisches Anliegen, das dem Glauben an die Angewiesenheit auf die Wirksamkeit des Heiligen Geistes in keiner Weise entgegensteht, sondern vielmehr darauf traut und sich dafür beanspruchen lässt.

Ich habe umgekehrt manchmal den Eindruck, dass wir mit dem theologisch richtigen Hinweis auf den Geist Gottes faktisch dem aus dem Wege gehen, was in unserer Verantwortung steht.

#### 2. Ein zweiter Einwand zielte darauf, was in dem Papier alles fehlt:

etwa die Ökumene, die soziale Gerechtigkeit, die Ausführungen zu anderen Mitarbeitenden, die Frage der Geschlechterrollen. Dieser Hinweis trifft zu - und das Impulspapier bietet nur eine exemplarische Auswahl von Themen, die immer unbefriedigend bleibt. Doch in finde es im Blick auf die leitende Fragestellung legitim, sich auf bestimmte Bereiche zu begrenzen und Mut zur Lücke zu haben. Hilfreich finde ich, dass zeitgleich etwa ein Text wie »Gerechte Teilhabe« vom Rat veröffentlicht worden ist, der diese Lücken füllt. Manchmal erinnert mich diese »Lücken-exegese« allerdings auch an eine bestimmte Form der Predigtkritik, die aufzählt, was man noch alles hätte sagen sollen, und nicht dazu Stellung nimmt, was man gesagt hat.

#### 3. Ein heikler und oft angesprochener Punkt in der Diskussion war die Wirtschaftssprache in dem Papier,

vor allem der Begriff der Tauf- und Trauquote wurde dabei immer wieder

als anstößig empfunden. In der Tat spricht das Impulspapier eine für kirchliche Verlautbarungen untypische Sprache und die Gefahr des Jargons möchte ich dabei nicht völlig von der Hand weisen. Dies hängt mit dem Versuch zusammen, von anderen - und das heißt hier besonders auch von der Wirtschaft - zu lernen. Die kritische Übernahme von anderen Sprachspielen ist dabei in der Theologie allerdings nichts ungewöhnliches (vgl. Psychologie, Soziologie, Philosophie). Und ich halte es für wichtig, dass in dem Papier nie von der Kirche als »Firma« mit »Waren« und »Kunden« die Rede ist, was sie nicht, sehr wohl aber von ihr als Organisation mit Mitglieder, die sie durchaus ist. Die Schwierigkeiten mit der Wirtschaftssprache können dabei - kritisch gesehen - auch auf die Gefahr eines kirchlichen Sprachverlustes hinweisen.

Besonders interessant ist dabei in der Tat der Ausdruck »Taufquote«. Dieser Begriff stammt nämlich nicht aus der Wirtschaftssprache, sondern aus der statistischen Erhebung der Daten kirchlichen Lebens. Er steht seit Jahr und Tag in den diesbezüglichen kirchlichen Texten drin und besagt nichts anderes, als dass man die m.E. notwendige Frage stellt, wie viele der Kinder evangelischer Eltern wir eigentlich taufen, warum etwa der Anteil der Taufen bei alleinerziehenden Müttern signifikant niedriger ist und was das über unsere Kasualpraxis aussagt. Die Tatsache, dass dieser Begriff so sehr aufstößt, wirft ein Licht darauf, welche Rolle solche Informationen in unserer Kirche spielen.

#### **4. Eine der sicherlich schwierigsten und offensten Anfragen bezieht sich auf die Präsenz der Kirche in der Fläche und die weitere Entwicklung der verschiedenen Gemeindeformen, insbesondere der Parochie.**

Manche Stellen des Impulspapiers haben dabei den Eindruck geweckt, als ginge es um die Intention, die Parochie zu schwächen bzw. zu ersetzen. Insbesondere die prozentuale Angabe der verschiedenen Gemeindeformen hat so gewirkt. Die Diskussion konnte an dieser Stelle die Fragestellung klären helfen. Es geht letztlich darum, dass hergebrachte System eines oft unverbundenen Nebeneinanders von funktional und parochial zu überwinden, nach den Entwicklungsmöglichkeiten der Parochie zu fragen und sie zugleich durch eine Pluralisierung von weiteren Gemeindeformen (und nicht bloß kirchlichen Angeboten) zu erweitern. Deutlich

ist jedoch auch, dass mit dem jetzigen parochialen System die Präsenz in der Fläche gerade nicht zu halten sein wird. Hier stehen wir vor der Aufgabe nach neuen Formen kirchlicher Präsenz zu fragen, die konsequent von den Lebenswelten der Mitglieder her zu denken sind und nicht von den Organisationsanliegen der Institution. Die Parochie erfasst die Lebenswelt bestimmter Milieus (vor allem in ländlichen Regionen, bei älteren Menschen und jungen Familien), bei anderen ist sie unzureichend.

#### **5. Ein weiterer Brennpunkt der Diskussion war die Rolle der Pfarrerinnen und Pfarrer.**

Hier wurden verschiedene kritische Einwände geäußert: die Arbeit der Pfarrerinnen und Pfarrer würde in dem Papier zu wenig wertgeschätzt, ja schlecht geredet, zugleich würden die Pfarrerinnen und Pfarrer durch zusätzliche Anforderungen überbelastet, die (wenn auch unterproportionale) Kürzung von Pfarrstellen sei an sich problematisch.

Nun kann man über einen subjektiven Leseindruck, der sich oft aus sehr unterschiedlichen Quellen speist, nur schwer streiten. Ich selbst zumindest - als jemand, der selbst mit Herz, Leib und Seele Gemeindepfarrer war und der ich meine Arbeit im Kirchenamt als eine Dienstleistung für die Wahrnehmung dieser Aufgaben sehe - ich kann diesen Eindruck nicht teilen. Im Gegenteil verstehe ich den Text gerade als einen Ausdruck dafür, den Pfarrberuf in seiner zentralen Rolle für die Kirche wahrzunehmen und für die Zukunft stark zu machen.

Es geht gerade darum, danach zu fragen, wie eine Arbeit in der Kirche unter den veränderten Bedingungen auch in Zukunft Sinn und Freude machen kann, wie wir der Gefahr wehren, dass das Predigtamt zu einer bloßen geistlichen Fließbandarbeit wird, in der die Hauptamtlichen ausbrennen, wie der Pfarrberuf wieder neu auf seinen eigentlichen geistlichen Kern konzentriert und von anderen Aufgaben entlastet werden kann, wie es zu einem neuen Verhältnis von Haupt- und Ehrenamtlichen kommen kann, wie er attraktiv bleibt für Menschen, die ihn ausüben und die darüber nachdenken, ihn für sich zu wählen. Und wichtiger als die Frage, wie viele Pfarrer und Pfarrerinnen es in Zukunft geben wird, halte ich dabei die Frage, was diese Pfarrerinnen und Pfarrer tun werden und wie sie es tun werden.

Dazu gehört es dann auch die Frage nach der Qualität pastoraler Tätigkeit. Diese Frage halte ich für dringend notwendig, damit endlich eine wirkliche Würdigung und Wertschätzung der guten Arbeit passiert und eine Veränderung an den Stellen, an denen es nicht gut läuft.

#### **6. Ein letzter Hinweis noch zur Frage der Macht.**

Wiederholt wurde beanstandet, dass es sich bei der Einsetzung der Perspektivkommission und dem Impulspapier um einen »top down« Ansatz handelt, dass die Gefahr einer Machtübernahme seitens der EKD bestehe und die vorhandenen Institutionen aushebeln würden. Das Impulspapier selbst hat in dem Refomprozess jedoch - ebenso wie die EKD - keine andere Macht als die des Arguments, es geht um ein »government by discussion«. Dass der Impuls hierbei »von oben« kam, ist gar nicht zu bestreiten, sagt aber m.E. nichts über seine Richtigkeit aus. Und die Intention des Impulses zielt ja gerade in die bestehenden Organe der Landeskirchen als den bleibenden Entscheidungsgremien hinein.

Es gibt in der evangelischen Kirche jedoch an manchen Stellen eine Ideologisierungstendenz im Blick auf kirchliche Leitungsformen, die leider dazu führt, dass sich vieles nur sehr langsam bewegt. Der Schriftbeweis dafür, warum die kirchlichen Mühlen eigentlich langsam mahlen müssen, blieb m.W. bisher aus. Über die effektive Fortentwicklung kirchlicher Leitungsarbeit in einem dezidiert evangelischen Sinn sollte man zumindest nachdenken dürfen.

#### **4. Der Zukunftskongress in Wittenberg und der weiterer Reformprozess**

Der Zukunftskongress in Wittenberg stellte nun den Versuch dar, die bisherige Diskussion des Impulspapiers aufzunehmen und für den weiteren Prozess fruchtbar zu machen. Er stellte von Art der Veranstaltung her ein wirkliches Novum innerhalb des deutschen Protestantismus dar: Erstmals trafen sich hier die leitenden Personen aus allen 23 Landeskirchen mit einem volkskirchlichen Querschnitt von reformerisch engagierten Personen aus möglichst allen kirchlichen Ebenen und Handlungsfeldern. Bischöfin und Vikar, leitender Jurist und Pfarrerin, Kirchenvorsteher und Hochschullehrerin, Synodaler und Studentin arbeiteten daran, wie der ge-

meinsame zukünftige Weg der evangelischen Kirchen in Deutschland aussehen kann.

Um die Ergebnisse des Kongresses recht verstehen zu können, muss man zunächst noch einmal sagen, was der Kongress war und was nicht.

- Er war keine Synode und konnte und wollte deshalb auch keine Beschlüsse fassen.
- Er war kein Kirchentag, der in bunten Schals protestantische Vielfältigkeit spiegelt.
- Er war kein Oberseminar mit theologischen Tiefenbohrungen und Begriffsklärungen.
- Und er war auch kein prophetischer Hügel, auf dem völlig neue kirchenreformerische Einsichten offenbar wurden.

Was er positiv war:

- Er war ein Katalysator, ein Beschleuniger für einen gemeinsamen kirchlichen Reformprozess aller evangelischen Kirchen in Deutschland.
- Er war ein prozessualer Wendepunkt, durch den sich die Beweispflicht umkehrte. Nicht die Reformwilligen, sondern die Reformkritiker stehen jetzt in der Beweispflicht. »Zurück geht es nicht mehr.«
- Er war ein Commitment, ein Sich-Einbringen und eine Selbstverpflichtung aller Teilnehmenden auf den gemeinsamen Weg der Veränderung.
- Er war ein mediales Großereignis mit über 100 akkreditierten Journalisten, mit dem die evangelischen Kirchen ihren Willen zur Veränderung ihrer selbst symbolisch kommuniziert und deutlich gemacht haben.

Entsprechend liegt der eigentliche Ertrag des Kongresses noch stärker als auf der inhaltlichen auf der pragmatischen Ebene. Wichtiger als die verschiedenen einzelnen Ergebnisse ist es, dass mit dem Impulspapier und dem Zukunftskongress ein Bezugspunkt und Anstoß für den gemeinsamen Weg aller Landeskirchen in Deutschland geschaffen wurde.

Wichtig ist, dass sich in Wittenberg ein Stimmungsumschwung ereignete: an die Stelle der sehr kontroversen Diskussion im Vorfeld trat die konstruktive gemeinsame Arbeit. Im Blick auf diesen Wechsel kann man schon von einem kleinen »Wunder von Wittenberg« sprechen.

Es zeigte sich beispielsweise darin, dass viele Impulse, die im Vorfeld z.T. heftig

diskutiert wurden (z.B. Qualität, Mission, geistliche Konzentrierung), auf dem Kongress selbstverständlich aufgenommen und weitergeführt wurden.

Für die inhaltliche Arbeit an den einzelnen inhaltlichen Themen gab es dabei eine dreifache Leitfrage:

1. Wo zeichnen sich *gemeinsame Perspektiven* ab im Blick auf den gemeinsamen weiteren Weg?
2. Wo gibt es *offene Diskussionspunkte*, die für die Zukunft der Kirche einer weiteren Klärung bedürfen?
3. Welche *konkreten Handlungsschritte* sollten im Anschluss von wem in welcher Zeit angegangen werden?

Es ging somit insgesamt darum, vom Papier zur Praxis zu kommen und die vielfältigen Reformbemühungen dafür zu vernetzen.

Die Ergebnisse aus den einzelnen Arbeitsgruppen stellen dabei einen bunten Blumenstrauß dar: da wird etwa vorgeschlagen

- eine Landkarte kirchlicher Kraftorte zu schaffen,
- eine theologische Ausbildung für alle Mitarbeitenden in der Kirche zu installieren,
- eine Gemeinde nur noch dann mit einem Pfarrer zu versehen, wenn diese ihn von allen Verwaltungsaufgaben freistellt,
- für eine geistliche Begleitung aller Mitarbeitenden, einschließlich der Pfarrer/innen zu sorgen,
- neue Formen kirchlicher Finanzierungen zu installieren, die auch kirchliche Randsiedler einbeziehen, die diakonische Kompetenz der Gemeinden neu zu entfalten und diese mit der institutionellen Diakonie zu koppeln,
- Mindeststandards für Landeskirchen zu entwickeln und die Bezeichnung kirchlicher Ämter zu vereinheitlichen,
- alle Strukturen kirchlicher Arbeit konsequent von den Menschen und nicht von den institutionellen Anliegen her zu entfalten.

Mehr dazu finden Sie auf unserer Homepage.

**In Aufnahme der Geschichte von der Sturmstillung vom Anfang möchte ich schließen mit einigen Fragen,**

Fragen, die - so meine Einschätzung - in der weiteren Reform-Diskussion eine wichtige Rolle spielen werden:

- Glauben wir eigentlich wirklich noch daran, mit diesem Boot der

Volkskirche an neue Ufer zu gelangen, dass diese verfasste kirchliche Institution für die Kirche im geistlichen Sinne als »Gemeinschaft der Heiligen« gut, förderlich und hilfreich ist? Oder haben wir uns innerlich schon längst auf einen anderen Ausgang eingestellt - Schiffbruch oder Walfisch?

- Nehmen wir den »stillen Sturm« unserer Tage überhaupt wahr, wie immer Mensch mit christlichem Glauben und Kirche nichts anfangen können? Oder ist es so, wie ein Jugendlicher herrlich schräg in der vierten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung gesagt hat: »Ich glaube, dass die in der Kirche irgendwie den Zahn der Zeit verschlafen haben.«
- Trauen wir Gott ernsthaft zu, dass er Stürme stillt und kirchliche Entwicklungstrends wendet? Und wenn der »stille Sturm« sich legt und Menschen in unsere Kirche strömen: was machen wir eigentlich dann?
- Wie gehören für uns »Steuern« und »Schlafen« zusammen? Beten wir noch so für unsere Kirche, als ob alles arbeiten nichts nützt, und arbeiten wir noch so in ihr, als ob alles beten nichts nützt?
- Und: Sind wir bereit dazu, Verantwortung für das ganze Schiff zu übernehmen und es, wo nötig umzubauen, auch wenn es den Abschied von Liebgewordenen bedeutet?

Ich sehe ehrlich gesagt z.Z. für unsere Situation kein besseres Schiffs-Modell am Horizont. Ich bin überzeugt, dass an dem Boot gearbeitet werden muss und - das ist die große Herausforderung - dass diese Arbeit während der Fahrt erfolgen muss. Dass Gott mit uns an neue Ufer gelangt, daran zweifle ich nicht. Meine Hoffnung ist nur, dass wir ihm dabei Hilfe und nicht Hindernis sein mögen.

Schenke Gott uns die Weisheit zu steuern und zu schlafen - jedes zu seiner Zeit - in der gewissen Zuversicht, dass er selbst das Sturmstillen in seine Hand nimmt.

Vielen Dank.

*Dr. Thorsten Latzel  
Oberkirchenrat,  
Hannover*

Unter dem Titel »Leuchtfeuer - Sternschnuppen oder Signale?« wurde dieser Text als Hauptreferat auf der Frühjahrstagung des Pfarrerinnen- und Pfarrervereins in Rothenburg gehalten.

# Flottenverband Kirche

## Die Debatte um Gemeindeformen im EKD - Papier

### 1. Einführung

In einem Interview in der FAZ am 23.2.07 wurde der EKD-Ratsvorsitzende Bischof Huber gefragt, ob er bereit sei, Pfarrer aus schrumpfenden Gemeinden abzuziehen und stattdessen Profilkirchen oder Online-Gemeinden zu fördern. Er antwortete:

»Die Ortsgemeinde hat nach wie vor eine wichtige Funktion. Doch sie erreicht meist nur noch zwanzig Prozent der Christen. Die übrigen achtzig Prozent sind aber auch Christenmenschen, die ihren Glauben wichtig nehmen, ihn aber anders praktizieren. Die größere Flexibilität der Gesellschaft wirkt sich auch auf die Kirche aus. Wir haben, das ist zuzugeben, die Alternative zwischen Parochialgemeinde und Profilkirche zu sehr zugespitzt. Das ist eines der Ergebnisse der Diskussion in Wittenberg: Diese Alternative lassen wir hinter uns und kümmern uns mehr um das Profil unserer Ortsgemeinden.«

Anfang April tagte die Kirchenkonferenz der EKD, wertete dabei den Wittenberger Kongreß aus und formulierte im gleichen Sinn:

»Die im Impulspapier angedachte Pluralisierung der Gemeindeformen hin zu Profil- bzw. Netzwerkgemeinden ist nicht als zusätzliche Gemeindeform auf Kosten der Ortsgemeinde gedacht, sondern als Weiterentwicklung der Ortsgemeinden selbst.«<sup>1</sup>

Diese Sätze lassen aufhorchen. Erweist sich die Parochie als überholtes Modell in einer flexiblen, individualisierten Gesellschaft? Gehört den netzwerkartigen Profilkirchen die Zukunft? Das Impulspapier durchdenkt dieses Szenario. Was hat sich im Konzept des Impulspapiers als Überspitzung erwiesen?

Die Verfasser haben sich mittlerweile korrigiert, wie Hubers Äußerung im Interview zeigt. Es geht nicht um den Ausbau von Profilkirchen auf Kosten der Ortsgemeinden, sondern um die Profilierung der Ortsgemeinden selbst, so die neue Formel. Also nicht mehr »Ortsgemeinde versus Profilkirche«, sondern zu »Ortsgemeinde mit Profil«. Ich werde im letzten Teil meines Vortrags einige Überlegungen dazu vorlegen, was dieses heißen kann: »Ortsgemeinde mit Profil«. Zunächst will ich kurz darstellen, was das Impulspapier

zum Verhältnis Ortsgemeinde/Profilkirche sagt. Dann weise ich auf einige grundsätzliche Debatten hin, vor deren Hintergrund die Aussagen des Impulspapiers zu verstehen sind. In einem dritten Schritt will ich ausgehend von praktischen Erfahrungen konkretisieren, was es heute heißen kann, dass Ortsgemeinden sich profilieren.

### 2. Welchen Gemeindeformen gehören die Zukunft?

Positionen des Impulspapiers – kritisch gesichtet

Wie schätzen die Autoren des Impulspapiers die gegenwärtigen Situation von Ortsgemeinden und ihren Beitrag zur religiösen Beheimatung von Menschen ein?

Folgender Satz lässt dies deutlich werden: »Alle Untersuchungen zum Teilnahmeverhalten von Kirchenmitgliedern und Interessierten an Angeboten der evangelischen Kirche, aber auch alle generationsbedingten Veränderungen von Beheimatungsbedürfnissen sprechen eine deutliche Sprache. Sehr viele Kirchenmitglieder suchen Heimat in der evangelischen Kirche, nicht aber zwingend in der Gemeinde.«

Und weiter: »Das Heimatbedürfnis konkretisiert sich zwar immer wieder an konkreten Glaubensorten, aber selbst auf dem Lande nicht durchweg an ein und demselben Ort. Entsprechend werden Umgemeindungen, Wohnungswechsel, Wiedereintritte, Aufenthalte im Ausland heute häufiger wahrgenommen und leichter möglich als früher ...« Aus der vermeintlichen Ablehnung einer Beheimatung in einer Gemeinde schließen die Verfasser:

»Die Beheimatung in der EKD als Ausdruck eines Evangelisch-in-Deutschland-Seins steigt angesichts der Mobilität der Menschen und ihrer zunehmenden situativen Teilnahme an kirchlichen Angeboten.«<sup>2</sup>

Mit anderen Worten: Viele evangelische Christen in Deutschland suchen keine Heimat in einer Gemeinde. Sie beheimaten sich geistlich lieber in einer übergreifenden Institution wie der EKD. Bischof Huber teilt diese Interpretation des Teilnahmeverhaltens von evangelischen Christen und Interessierten, wenn er im FAZ-Interview sagt, die Par-

ochie erreiche mit ihren Angeboten nur noch 20% der Christen. Die übrigen 80% würden ihren Glauben durchaus ernst nehmen, aber »anders praktizieren«.

Die Autoren des Impulspapiers sehen eine Reihe von Problemen der Ortsgemeinde in ihrer gegenwärtigen Gestalt: Problematisch sei, dass die klassische Ortsgemeinde vereinsmäßig ausgerichtet ist und sich mit ihren Angeboten nur an ein bestimmtes Milieu richtet.<sup>3</sup> Die Teilnahme am Leben der Ortsgemeinde setze lokal gebundene und zeitlich dauernde Lebensgestaltung voraus, die bestimmte Lebensphasen wie Kindheit und Alter prägt. Das Angebot der Ortsgemeinde gehe an der wachsenden Zahl von Menschen vorbei, die sich netzwerkartig und projektförmig an Kirche beteiligen wollen. Die Autoren werfen der Parochie Milieuerengung und fehlende missionarische Öffnung nach außen vor.<sup>4</sup> Ortsgemeinden reagierten zu wenig auf die Herausforderung anlassbezogener Verkündigung in neuen Formen von situativen Begegnungsorten.<sup>5</sup> Und deshalb fordern die Autoren:

»Die klassische evangelische Parochialgemeinde in ihrer vertrauten Struktur nimmt wichtige Aufgaben in verlässlicher Form wahr, doch im Blick auf missionarische Herausforderungen und geistliche Qualitätsansprüche bedarf sie der Weiterentwicklung wie der Ergänzung.«<sup>6</sup>

Positiv bewerten die Autoren des Impulspapiers hingegen sogenannte Profilkirchen. Menschen kommen heute immer mehr anlassbezogen mit der Verkündigung des Evangeliums in Berührung, befristetes Engagement, projektorientierte Mitwirkung und situative Beteiligung seien gefragt, Menschen orientieren sich eher netzwerkartig und projektförmig, da sie mobil sind bzw. sein müssen.<sup>7</sup> Diesen veränderten Lebensumständen entsprechen netzwerkartige Gemeindeformen. Erfahrungen damit werden derzeit in der Tourismus-, Bundeswehr- und Krankenhauseelsorge, bei den Evangelischen Akademien, in der Citykirchenarbeit, bei den Kirchentagen und Gospelfestivals gesammelt.<sup>8</sup>

Die Autoren unterscheiden zwischen zwei Grundformen der Kirchenzugehörigkeit, die sich auch überlagern können: einerseits die Zugehörigkeit zu einer Ortsgemeinde und andererseits die »netzwerkartige, an bestimmten inhaltlichen Angeboten orientierte Zugehörigkeit«.<sup>9</sup>

Ortsgemeinden sollen sich weiterentwickeln. Dabei werden aus Ortsgemeinden, die zu klein sind, um eigenständig zu sein, »Standorte christlichen Lebens mit Gottesdienstkernen«.<sup>10</sup> Zugleich werden »ausstrahlungsstarke evangelische Begegnungsorte« geschaffen, an denen die Kräfte gebündelt, vorhandene Stärken gestärkt und Ressourcen zusammengeführt werden.<sup>11</sup> Diese geistlichen Zentren entwickeln einen besonderen geistlichen, kirchenmusikalischen, sozialen, kulturellen oder jugendbezogenen Schwerpunkt, der regional bezogen ist und ausstrahlt. Sie werden damit zu Profilgemeinden und »nehmen stellvertretend für umliegende Gemeinden eine regionale Gemeinschaftsaufgabe wahr.«<sup>12</sup>

Dies soll nicht dem Selbstlauf überlassen, sondern aktiv befördert werden. Die Autoren des Impulspapiers schätzen, dass gegenwärtig 80% der Gemeinden parochiale Gemeinde sind, 15% Profilgemeinden und 5% Netzwerkgemeinden. Ziel der Entwicklung sei, den Anteil klassischer Parochien auf 50% zu senken, und dafür 25% Profilgemeinden und 25% Netzwerkgemeinden auszubilden. Ziel sei, die Vitalität und Wachstumskräfte der Kirche durch eine Entwicklung der Vielfalt von Gemeindeformen zu stärken. Dies sei nur möglich, »wenn die Finanzverteilung an die Gemeinden nicht allein an den Status der Ortsgemeinde gebunden ist. Vielmehr kann eine Reduzierung klassischer ortsgemeindlicher Angebote sogar über das Maß des allgemeinen Finanzrückgangs dann gut begründet sein, wenn dadurch eine Stärkung von Profilgemeinden ermöglicht wird.«<sup>13</sup> Auf diese Passage bezieht sich der Interviewer der FAZ im Gespräch mit Bischof Huber.

### Wie ist dieses Konzept zu beurteilen?

Zunächst einige Fragen:

1. Was verstehen die Autoren des Impulspapiers unter »Gemeinde«, wenn sich viele Menschen ihrer Einschätzung nach in der Kirche, nicht aber in der Gemeinde beheimaten wollen? Kann man Kirche und Gemeinde in dieser Weise gegeneinander setzen?
2. Hat die Parochie jemals mehr als 20% der Kirchenmitglieder zur aktiven Teilnahme an ihrer Veranstaltungen bewegen können? Kann sie diesen Anteil unter den derzeitigen Bedingungen religiöser Sozialisationsbedingungen signifikant erhöhen?

3. Was meint Huber, wenn er sagt, 80% der Christen würden ihren Glauben »anders praktizieren« als in Form der Teilnahme an Angeboten der Parochie? Was erwarten Kirchenglieder, die sich nicht in der Parochie engagieren, von der Ortsgemeinde und der Kirche insgesamt? Suchen sie eine andere »Beheimatungsebene«?
4. Grundsätzlich: Welche ekklesiologischen Grundannahmen stehen hinter dieser Einschätzung des Teilnahmeverhaltens? Und wie kommt es zur geistlichen Beheimatung von Menschen in der Kirche?

### Welche Stärken hat das Modell des Impulspapiers?

Das Impulspapier favorisiert das Leuchtturm-Modell mit der Unterscheidung von Zentren und Filialen sowie die Ausbildung von netzwerkartig verbundenen und projektorientierten Profilgemeinden. Es versucht darzustellen, welche Konsequenzen die Umsetzung dieses Modells für die kirchliche Arbeit und die Beheimatung von Menschen hätte.

Das Impulspapier denkt damit im Modell einer strukturalisierten Filialisierung. Es entstehen Gemeinden erster Klasse (»geistliche Leuchttürme«) und zweiter Klasse (»Standorte christlichen Lebens mit Gottesdienstkernen«). Der Bonner praktische Theologe Eberhard Hauschildt schätzt ein, dass mit diesem Modell die flächendeckende Versorgung bei sinkenden Ressourcen besser erreicht wird als durch die unveränderte Beibehaltung des bestehenden Parochialsystems.<sup>14</sup> Der Weg einer strukturalisierten Filialisierung vermeidet eine Kongregationalisierung. Dieser Weg würde die Gemeinde in die weitgehende organisatorische und finanzielle Selbstständigkeit entlassen. Es würde starke und schwache Gemeinden entstehen, zu schwache Gemeinden gehen unter bzw. schliessen sich anderen Gemeinden an. Wie Kirche in dieser Weise lebt, zeigen z.B. die evangelisch-lutherischen Kirchen in den Vereinigten Staaten.

Ist der Weg, den das Impulspapier weist, unausweichlich? Welche Erfahrungen haben Gemeinden gemacht, die in dieser Weise filialisiert wurden? Dazu später mehr.

### Nun aber einige kritische Bemerkungen zu der Konzeption des Impulspapiers:

- Die Autoren nehmen Parochien in ihrer Erscheinung als religiöser Verein zur Befriedigung der religiösen

Bedürfnisse eines überschaubaren und klar abgegrenzten Kreises von Gleichgesinnten wahr. Vereinsmäßige Strukturen gehören zu einer parochialen Gemeinde, aber eben auch volkshkirchliche Strukturen. Parochien geben Menschen einen Rahmen für die Ausübung von Familienreligiosität (Stichwort Kasualien) und treten als Institution öffentlich in Erscheinung.<sup>15</sup> Die Chancen, die die Autoren diesen volkshkirchlichen Formen gelebten Glaubens in den Zeiten von Individualisierung und Mobilität zusprechen<sup>16</sup>, kommen auch in der klassischen Parochie zur Geltung.

- Das Impulspapier nimmt Parochien weitgehend unter negativen Vorzeichen wahr (Stichwort Verein, Milieuverengung, Betreuungsmentalität). Zu fragen ist, ob diese Wahrnehmung dem Selbstverständnis der Parochie als auch der Realität des gemeindlichen Lebens in der Parochie entspricht. Die Stärken und Chancen parochialer Arbeit durch ihre Nähe zu Menschen aus verschiedenen Milieus und zu den Konfessionslosen, durch ihre Kompetenz im Blick auf Wahrnehmung der gegenwärtigen Lebensfragen der Menschen in ihrem Umfeld, durch die Entdeckung und Beförderung der Charismen vor Ort, durch die Nähe zu den notleidenden Menschen werden nicht gesehen und bedacht. Diese Stärken sind m.E. Voraussetzung für gelingende Kommunikation des Evangeliums und geistliche Beheimatung von Menschen.<sup>17</sup> Denn: geistliche Beheimatung findet nicht ortlos statt, sondern geht mit der mentalen Beheimatung in einer Region, bei konkreten Menschen einher.
- Die Autoren kritisieren die Milieuverengung parochialer Gemeindearbeit. Das Phänomen der Milieuverengung betrifft Profilgemeinden und Netzwerke ebenso und m.E. noch stärker als die klassische Ortsgemeinde. Man bleibt unter sich, auch in der Kirche, man sucht den Kontakt zu musikalisch, spirituell und theologisch Gleichgesinnten. Es entstehen geistliche Ghettos. Die eine Milieuverengung wird durch die andere ersetzt.
- Leider versäumt das Impulspapier, die Stärken und Schwächen der verschiedenen Gemeindeformen ausgewogen darzustellen. Es will ein-

seitig bleiben. Dies kann eine Stärke sein, wenn die Situationsanalyse, die theologische Grundlegung, die Auswertung vorliegender Erfahrungen und die entworfenen Strategien überzeugen. Dies tun sie nicht, wie der Fortgang der Debatte zeigt.

- Zu den praktischen Problemen des Leuchtturmodells merkt der Präsident des Lutherischen Kirchenamtes Friedrich Hauschildt an: »Die entscheidende Problematik, dass zentrale Orte immer nur einen Teil der potentiellen Teilnehmer anziehen, wird überhaupt nicht erwähnt. Die Konzentration auf zentrale Begegnungsorte würde die Berührungsfäche mit den in der Fläche lebenden Menschen verringern.«<sup>18</sup> Fraglich bleibt, wie die Gemeindeglieder eine Herabstufung ihrer Gemeinde zu einem »christlichen Standort mit Gottesdienstkern« aufnehmen und wie sich eine solche Abstufung auf die engagierte Mitarbeit auswirkt.
- Grundsätzlich scheint mir fraglich, ob die mangelnde Beheimatung von Menschen in Ortsgemeinden durch die Entwicklung anderer Gemeindeformen zu beheben ist. Die Gründe für solche mangelnde Beheimatung liegen m.E. nicht in einer vermeintlichen Milieuerengung und fehlenden Mobilität der Ortsgemeinde. Diese Gründe liegen weit tiefer und sind grundsätzlicher zu bedenken. Mit anderen Worten: Das Problem der evangelischen Kirche heute ist nicht die mangelnde Vielfalt von Gemeindeformen. Das Problem der evangelischen Kirche liegt auf geistlicher Ebene. Was bewegt Menschen heute, sich in der befreienden Botschaft vom Sterben und Auferstehen Jesu Christi zu beheimaten? Das ist die grundsätzliche Frage.<sup>19</sup>

### 3. Hintergründe der Debatte

Ich möchte im nächsten Abschnitt auf einige Hintergründe aufmerksam machen, vor denen die Positionen des Impulspapiers zu sehen sind. Sein Modell muß vor dem Hintergrund grundsätzlicher gegenwärtiger Debatten zur Frage der Sozialgestalt von Kirche gesehen werden.

#### a) Kirchliche Orte

Das Papier folgt im wesentlichen dem Ansatz der Bonner praktischen Theologin Uta Pohl-Patalong, die eine gegenwärtige Dominanz parochialer Gemein-

destrukturen wahrnimmt, nach einem dritten Weg zwischen parochialen und nichtparochialen Strukturen sucht und für die Entwicklung sogenannter »Kirchlicher Orte« plädiert.<sup>20</sup> Sie sieht im Orts- und Raumbezug parochialer Arbeit eine wichtige Ressource für die Ausbildung kirchlicher Strukturen. Dabei wird es ihrer Meinung nach nötig sein, sich für den einen Standort und gegen den anderen Standort bei schwindenden Finanzmitteln zu entscheiden: »Eine wesentliche Voraussetzung für eine zukunftsweisende kirchliche Arbeit dürfte ... ein ausreichendes Maß an personellen und materielle Mitteln an allen kirchlichen Orten sein, um die dort verantwortete Arbeit kompetent und zufriedenstellend leisten zu können. Langfristig dürfte sich ein Aufgeben des einen oder anderen kirchlichen Ortes wesentlich weniger schädlich auswirken als ein gesamtkirchliches Klima, das von permanenter Reduktion und verbreitetem Pessimismus geprägt ist.«<sup>21</sup> Diese Einschätzung deckt sich mit den Aussagen und Intentionen des Impulspapiers. Pohl-Patalong nimmt den Zusammenhang von parochialen und nichtparochialen kirchlichen Strukturen vorwiegend als Konflikt wahr. Sie hat kaum im Blick, dass beide Ebenen komplementär aufeinanderbezogen sind. Ihr Ansatz wird gegenwärtig breit diskutiert, aber kritisch angefragt. Viele der pro- und contra-Argumente aus dieser Debatte lassen sich auf die Debatte um Orts-, Leuchtturm- und Profildemeinden, die das Impulspapier ausgelöst hat, übertragen.<sup>22</sup>

#### b) Kirche als Institution und/oder Organisation

»Bislang ließ sich die evangelische Kirche ... als Institution beschreiben, als eine Sozialgestalt, in der rechtlich fixiert bestimmte Handlungsfolgen sich ausgebildet haben, welche Funktionen für die Gesellschaft erfüllen und die Individuen von der individuellen Handlungssteuerung entlasten und ihnen Handlungsroutinen anbieten.«<sup>23</sup> Die Kirche galt als »Institution der Freiheit«, die bestimmte religiöse und gesellschaftliche Aufgaben erfüllt. Das Impulspapier liefert einen Indiz dafür, dass sich dieses Verständnis von Kirche gegenwärtig wandelt. Eberhard Hauschildt schreibt: »Die EKD begreift sich mit diesem Impulspapier als Organisation im engeren Sinne, nämlich als eine Sozialgestalt mit eindeutigen Zielen und eindeutigem Programm. Organisationen gelten in der Soziologie als Er-

scheinungen zweckrationalen Denkens und Handelns. Ein Ziel soll auf Dauer gewährleistet werden, darum wird eine Struktur geschaffen und festgelegt und werden die Aktivitäten der Organisationsmitglieder und die verfügbaren Mittel koordiniert. Organisationen sind zweck- und zielgerichtet.«<sup>24</sup> Kirche wird nun zu einer Organisation der Freiheit, deren Mitglieder gleiche Ziele verfolgen.

Bischof Hubers Anmerkung zum Teilnahmeverhalten ist vor diesem Hintergrund zu verstehen. Kirche als Organisation soll und muß Formen für die Teilnahme ihrer Mitglieder ausbilden, in denen sich alle Mitglieder wiederfinden. Für Organisationen ist der Umgang mit selbstbestimmter distanzierter Mitgliedschaft, wie sie die Sozialgestalt Institution möglich macht, schwierig. Diese Debatte um Institution bzw. Organisation verbindet sich mit der Diskussion um die Kirchenmodelle »Volkskirche« und »Beteiligungskirche«. Kaum realistisch scheint, dass das eine oder das andere Modell in der nächsten Zeit siegt. Die Kirche muß vielmehr beide Modell kombinieren und die jeweiligen Stärken zur Geltung bringen, so Hauschildt. Kirche profitiert von der Mitgliedschaft der stabilen Halbdistanz und sollte diese Kirchenglieder nicht vor die Entscheidung stellen, entweder regelmäßig am Gemeindeleben in der gewünschten Gemeindeform teilzunehmen oder die Kirche zu verlassen. Fraglich ist, ob die mangelnde Beteiligung der 80% Kirchenglieder, von denen Huber spricht, sich durch die Entwicklung anderer Gemeindeformen ändern lässt. Diese Christen in stabiler Halbdistanz entscheiden selbst, wo und wie sie sich engagieren. Ihnen muß möglich sein, die ihnen angemessene Form gelebten Glaubens zu finden.

Wann und wie welche Sozialform in der Kirche in den Vordergrund tritt, ist jeweils konkret zu entscheiden. Hauschildt schreibt: »In allen Einzelfragen des besten Handelns der Gemeinden und Kirchen ist in concreto auszutarieren, wie beide Logiken produktiv nebeneinander existieren können, anstatt sich gegenseitig zu schwächen.«<sup>25</sup>

Problematisch am Impulspapier scheint mir, dass es der Zielorientierung kirchlichen Handelns überaus große Bedeutung zumisst und damit die Sozialform der Organisation stark in der Vordergrund rückt. Wesenszug des Glaubens ist aber, dass er unverfügbare, nicht planbare und menschlich nicht organi-

sierbare Gabe Gottes ist. Kirche als Organisation muß ihre Ansprüche auf Identifikation und Beheimatung ihrer Mitglieder begrenzen, so der Göttinger praktische Theologe Jan Hermelink.<sup>26</sup> Geistliche Beheimatung und kirchliches Wachstum ist Gottes Werk. Kirche soll und muß sich darum bemühen, in diesem Sinne zu handeln. Sie kann geistliche Beheimatung nicht einfach planen und organisieren.

#### c) *Strukturbedingungen für die Gestaltwerdung von Kirche*

Kirche gewinnt dort soziale Gestalt, wo Menschen zusammenkommen, um Gottes Wort aufzunehmen und zu bezeugen, so der Heidelberger Systematiker Wilfried Härle in einem grundlegenden Beitrag aus dem Jahr 1989.<sup>27</sup> Dazu ist es nötig, dass Menschen sich real begegnen und sich verständigen können. Härle weiter: »Von diesen beiden Strukturbedingungen her ist die Versammlung derer, die kulturell (z.B. durch Sprache) untereinander verbunden sind und nahe beieinander wohnen, der naheliegendste Fall einer gelingenden und der Kirche angemessenen Struktur- bildung. Dieser Fall ist verwirklicht in der sogenannten Parochialgemeinde, d.h. in der Gemeinde, die um ein kirchliches Versammlungsgebäude herum wohnt.«<sup>28</sup> Die Autoren des Impulspapiers fragen, ob unter den Lebensbedingungen der Postmoderne die Parameter Verständigung und räumliche Nähe ausreichen. Milieugrenzen und Mobilität stellen dies in Frage.

M.E. stellt sich hier eine grundlegend theologische Frage: Ist eine auf das Evangelium bezogene Kommunikation zwischen verschiedenen Milieus grundsätzlich möglich und geistlich förderlich? Paulus hat diese Frage im Blick auf die Unterschiede zwischen Heiden und Juden bejaht. Was heißt dies für die Gestaltung kirchlichen Lebens heute? Härle weist daraufhin, dass es über die Parochialgemeinde hinaus für bestimmte gesellschaftliche Gruppen abweichende und spezifische Kommunikationsbedingungen geben kann, die die Bildung eigener Gemeinden nahe legt.<sup>29</sup> Erreichbarkeit und Verstehbarkeit können so in Konkurrenz zu einander treten. Diese Konkurrenz lässt sich generell nicht vermeiden, sie entspringt den Bedingungen, unter denen Menschen kommunizieren.

Härle beschreibt das Mit- und Nebeneinander von Parochie und Personal- bzw. Interessengemeinde folgendermaßen:

»Die Parochialgemeinde ist ... der struk-

turelle Normalfall, sofern und solange die elementaren Verstehensbedingungen gegeben sind. Für die Parochial- gemeinde spricht u.a., dass man sich in ihr (grundsätzlich) dem Nicht-Gewählten aussetzt, das die Erfahrung von Fremden und Neuem ermöglicht, und dass man hier Gemeinschaft sucht mit den Menschen, mit denen man normalerweise auch im übrigen Leben den Erfahrungsraum teilt. Trotzdem bleibt gültig: Aus dem Wesen und Auftrag der Kirche heraus darf das Parochialprinzip nicht verabsolutiert werden. Die Orts- gemeinde ist der Normalfall, aber nicht der einzige legitime Fall kirchlicher Gemeindebildung.«<sup>30</sup>

Wenn eine wesentliche Aufgabe der Gemeinde die geistliche Beheimatung von Menschen ist, scheint mir wichtig, dass geistliche Beheimatung mit der Beheimatung in dem Umfeld, in dem Menschen leben, einhergeht. Hier kommt der Parochie gegenwärtig eine überaus große Aufgabe und Chance zu. Sie kann den Menschen, die alle fünf Jahre ihren Arbeits- und Lebensort wechseln müssen, helfen heimisch zu werden, Menschen in der Nachbarschaft kennen zu lernen und die Seele ankommen zu lassen.

Härle bezeichnet das Lautwerden des in der Bibel bezeugten Wortes Gottes als die zentrale innere Strukturbedingung von Kirche, wie sie exemplarisch in der Gemeinde vor Ort sichtbar wird.<sup>31</sup> Dies ergibt sich aus Ursprung, Wesen und Auftrag der Kirche. Und ich füge hinzu, auch aus ihrem Ziel als Organisation. Auf dieses strukturbildende Grundelement von Kirche gehen die Autoren des Impulspapiers leider kaum ein. Zu fragen wäre, was es Menschen heute ermöglicht und erleichtert, gemeinsam auf Gottes Wort zu hören und sich dieses Wort als frohe Botschaft gegenseitig zuzusagen. Dieses strukturbildende Element dürfte für die Kirche Vorrang haben vor den Parametern Milieugrenze und Mobilität.

Die Generalsynode der VELKD hat auf ihrer Tagung im Herbst 2006 noch einmal die grundlegenden Bedingungen genannt, die bei der Evangeliumsverkündigung gegeben sein müssen: Orientierung am Evangelium, Erreichbarkeit bzw. allgemeine Zugänglichkeit (Öffentlichkeitsaspekt), Verlässlichkeit bzw. Regelmäßigkeit, Verständlichkeit.<sup>32</sup> Parochiale und nichtparochiale Gemeindeformen sind daraufhin zu prüfen, ob sie diese Bedingungen erfüllen, und von daher zu beurteilen..

## 4. Aus praktischen Erfahrungen lernen

Einige grundsätzliche Thesen vorweg: Die soziale Gestalt von Kirche entspringt dem Glauben weckenden Wort Gottes als ihrem Grund. Sie hat einen Auftrag als Institution und sie verfolgt Ziele als Organisation, so wurde deutlich.

Die Sozialgestalt von Kirche wird dadurch beeinflusst, wie Menschen miteinander kommunizieren.

Die Sozialgestalt von Kirche verändert sich mit der Gesellschaft und muß sich den Bedingungen, unter denen Menschen leben, anpassen.

Im Zentrum der Sozialgestalt der Kirche steht das Lautwerden des Wortes Gottes.

Ich möchte im folgenden Erfahrungen mit Gemeindebildung präsentieren, an denen deutlich wird, welche Fragen im Blick auf die Gestaltwerdung von Kirche heute auf der Tagesordnung stehen und wie sie konkret beantwortet werden.

#### a) *Was braucht eine Gemeinde, um Gemeinde zu sein?*

Uta Pohl-Patalong fordert, dass eine Gemeinde (bzw. ein Kirchlicher Ort) über ein ausreichendes Maß an personellen und materiellen Mitteln verfügen muß, damit sie ihre Arbeit kompetent, zufriedenstellend und zukunftsweisend leisten kann. In diesem Sinne hat die Kirchenprovinz Sachsen gedacht und folgendes Konzept entworfen:

Im Jahr 2002 veröffentlichte eine prominent besetzte Arbeitsgruppe im Auftrag der Synode der Kirchenprovinz Sachsen das Konzept »Gemeinde gestalten und stärken. Perspektiven und Maßnahmen zur zukünftigen Entwicklung der Gemeinden, des Verkündigungsdienstes und der Organisation in unserer Kirche« (Magdeburg 2002). Dieses Strategiepapier schlägt vor, die Anstrengungen der Kirche auf Gemeindeebene, in den Regionen und in der Landeskirche auf drei zentrale Felder zu konzentrieren:

1. Gemeinden als Grundform kirchlichen Lebens entwickeln, aktivieren und vernetzen (8-10)
2. Klarere Orientierung auf das gottesdienstliche Leben im umfassenden Sinne und damit Konzentration auf das, was die Gemeinde von Gott empfängt (11-14)
3. Neue Gemeinschaft beruflicher und ehrenamtlicher Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen gestalten (15-19)

In diesem Zusammenhang wurden qualitative Merkmale des Gemeindelebens benannt, die als entscheidende Kriterien für die organisatorische Gestaltung von Gemeinden als Kirchgemeinden, in Kirchspielen oder in regionaler Vernetzung fungieren:

- Gottesdienste können regelmäßig und in Vielfalt gefeiert werden
- sinnvolle alters- und gruppen-spezifische Angebote können gemacht werden
- Ausstrahlung nach außen ist möglich, Gemeindegewachstum wird gefördert
- kommunale Kompetenz wird wahrgenommen, Diakonie wird geleistet
- Gemeindeglieder nehmen an der Gestaltung und Leitung der Gemeinde teil
- die finanziellen Mittel können aufgebracht und verwaltet werden
- Leitung und Verwaltung werden effektiv und gemeindegerecht vollzogen.

Nach diesen qualitativen Merkmalen wurden Gemeindegrößen beurteilt, Kirchspiele neu zusammengefügt und Regionen gebildet. Als weitere Bezugsgröße spielte dabei auch die notwendige Gemeindegliederzahl für die Anstellung eines Pfarrers bzw. einer Pfarrerin und von gemeindepädagogischen Mitarbeitern eine Rolle.

Diese hohen Qualitätsmerkmale haben sich in der Praxis nicht bewährt, so Gemeindepfarrer und -berater, Superintendenten und kirchenleitende Mitarbeiter des Konsistoriums der KPS. Praktisch lassen sich diese hohen Standards für die Zuschneidung von Gemeindegrößen nicht sinnvoll in Anwendung bringen. Ob eine Gemeinde eigenständig sein kann, hängt von vielen spezifischen Faktoren ab, die je konkret berücksichtigt werden müssen. Deshalb legt die Kirchenprovinz diese Qualitätsmerkmale nicht mehr zugrunde, wenn Gemeindegrenzen festgelegt werden. Dieses Beispiel zeigt, dass die Frage, welche Kriterien erfüllt sein müssen, damit eine Gemeinde eigenständig bleibt bzw. wird, nicht generell zu beantworten ist. Der sächsische Landesbischof Bohl wies kürzlich in Pullach darauf hin, dass man in Sachsen mittlerweile kleine Gemeinden in ihrer Eigenständigkeit unterstützt, um das Engagement der Kirchenvorsteher und ortsansässigen Christen zu befördern. Mit der Einverleibung kleiner Gemeinden in große Gemeindeverbände habe man schlechte Erfahrungen gemacht.

Ich finde es auffällig, dass diese vorliegenden Erfahrungen mit Regionalisierungsprogrammen in die Überlegungen des EKD-Impulspapiers nicht einfließen. *b) Profil gewinnen - aber wie?*

Wir lassen die überspitzte Alternative zwischen Parochialgemeinde und Profildgemeinde hinter uns und kümmern uns mehr um das Profil der Ortsgemeinden, sagte Bischof Huber im Interview.

Diesen Gedanken will ich aufgreifen und dazu einige Überlegungen vorstellen.

- Ortsgemeinden haben ein je eigenes Profil. Dieses Profil speist sich aus der Geschichte und Tradition der Gemeinde, aus ihrer Frömmigkeitsprägung, aus der Kenntnis der Lebensbedingungen der Menschen vor Ort, aus besonderen Charismen, aus Schätzen, über die die Gemeinde verfügt (Kirchgebäude, besondere Orte, besondere Kompetenzen). Ortsgemeinden tun gut daran, ihr besonderes Profil zu kennen, zu pflegen und weiterzuentwickeln. Sie verfügen über die größte Kompetenz zur geistlichen Beheimatung der Menschen vor Ort im christlichen Glauben. Keine an-

dere Institution bzw. Organisation, keine übergeordnete Ebene kann das besser als sie. Hier heißt es also nicht »weniger Parochie«, sondern mehr Parochie um der Profilierung willen.

- Parochien sind keine Filialen einer Konzernzentrale, sondern die je vor Ort existierende ganze Gestalt der Kirche Jesu Christi.

- Ausgangspunkt, Kriterium und Ziel der Profilierung von Ortsgemeinden sollte das Lautwerden des Wortes Gottes und die Entfaltung eines gottesdienstlichen Lebens im weiten Sinn sein. Was befördert solches Lautwerden und gottesdienstliches Feiern in großer Vielfalt, was schränkt dieses ein? Diese Frage ist je konkret von Gemeinde zu Gemeinde zu beantworten.

- Milieuabgrenzungen und Mobilität kennzeichnen die Bedingungen, unter den Menschen heute leben, kommunizieren und ihren Glauben praktizieren. Auf diese Bedingungen muß sich Kirche in ihren vielfältigen Gestalten einstellen. Dies gilt für Parochien ebenso wie für andere Formen kirchlicher Sozialgestalt.

Die Kirche Jesu Christi gleicht weniger

#### Anmerkungen:

- 1 Noack, A.: Bericht vor der 4.Tagung der Förderationsynode der Föderation der EKM, 15.3.07, (MS).
- 2 Kirche der Freiheit, 98.
- 3 Vgl. aaO., 54.
- 4 Vgl. ebd.
- 5 Vgl. ebd.
- 6 Ebd.
- 7 Vgl. ebd.
- 8 Vgl. ebd.
- 9 Ebd.
- 10 AaO., 55.
- 11 Vgl. aaO., 60.
- 12 AaO., 55.
- 13 AaO., 56.
- 14 Vgl. Hauschild, E.: Hybrid evangelische Großkirche vor einem Schub an Organisationswerdung, PTh 1/2007, 56-66, 64.
- 15 Vgl. Hartmann, G.: Kirche und Gemeinde - wer oder was ist das? WzM 1996, 13-24.
- 16 Vgl. Kirche der Freiheit 54.
- 17 Vgl. These 7 der Entschließung der Generalsynode der VELKD zum Thema »Versammelt in Christi Namen – Gemeinde neu denken« (18.10.2006).
- 18 Vgl. dazu Hauschild, F.: Materialien für eine Stellungnahme zum Impulspapier der EKD »Kirche der Freiheit« (überarbeitet Fassung), MS, Hannover 2006, S. 8.
- 19 Vgl. dazu These 3 der Entschließung der Generalsynode der VELKD zum Thema »Versammelt in Christi Namen – Gemeinde neu denken« (18.10.2006). Gemeinden beschwert heute neben der Finanzkrise eine »Relevanzkrise«. Zugespitzt: Die Finanzkrise gründet in der Relevanzkrise.
- 20 Vgl. den Hinweis des Papiers auf das Modell »Kirchliche Orte« auf S. 40.
- 21 Pohl-Patalong, U.: Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentation und ein alternatives Modell, Göttingen 2003, 229. Vgl. dies.: Von der Ortskirche zu kirchlichen Orten. Ein Zukunftsmodell, Göttingen 2004; dies.: Gemeinde. Kritische Blicke und konstruktive Perspektiven, PTh 2005, 242-257; dies.: »Versammelt in Christi Namen ... Gemeinde neu denken«, Vortrag bei der Generalsynode der VELKD in Ahrensburg 14.10.2006 (MS).
- 22 Vgl. die Rezension von Herbert Lindner in ThLZ 2005, 207-209.
- 23 Hauschild, E., Hybrid, 61.
- 24 Ebd.
- 25 Vgl. aaO., 63.
- 26 Vgl. Hermelink, J.: Die Freiheit des Glaubens und die kirchliche Organisation, PTh 2007, 45-55, 54.
- 27 Vgl. Härle, W.: Kirche, VII. dogmatisch, TRE 18 (1989), 303.
- 28 Ebd.
- 29 Vgl. ebd.
- 30 Ebd.
- 31 Vgl. aaO., 304.
- 32 Vgl. These 7 der Entschließung der Generalsynode.
- 33 Vgl. Becker, D.: Die Kirche ist kein Super-tanker, ZZ 12/2006, 12-14, 13.
- 34 Vgl. Schieder, R.: Dorfkirchen als Orte der Identifikation. Kirchbaufördervereine in praktisch-theologischer Perspektive, PTh 2006, 440-453, 441.

einem Tanker, der in schweren Zeiten Ballast abwerfen muß, um wieder in Fahrt zu kommen. Die Kirche sollte es auch nicht der europäischen und bundesweiten Förderpolitik gleich tun, die nicht mehr die Angleichung der Lebensbedingungen zum Ziel hat, sondern Clusterbildung beabsichtigt und nur in die Leuchtturm-Zentren investiert, die aufstrebten.

Passender scheint mir das Bild vom einem vielgestaltigen, mobilen und miteinander vernetzten Flottenverband, in dem große und kleine Schiffe und Boote unterwegs sind. Dieses Bild hat der Frankfurter Pfarrer und Unternehmensberater Dieter Becker in die Diskussion eingebracht. Die großen und kleinen Boote und Schiffe haben ihre spezifische Kompetenz und Aufgabe. Entscheidend ist, wie die gegenseitig wertschätzende und stärkende Kommunikation unter diesen Gliedern des Flottenverbandes hergestellt wird. In dieser Weise kann die Kirche den steigenden Diversifizierungsanforderungen der Gesellschaft gerecht werden.<sup>33</sup>

*c) Eine lehrreiche Geschichte zum Schluß, die der Magdeburger Bischof Noack erzählt:*

»Ich würde Ihnen einmal raten, in ein Altmarkdorf mit 50 Einwohnern und einer zerstörten Kirche zu fahren. Von den 50 gehören 20 zur evangelischen Kirche. Das ist viel bei uns. Alle 50 sagen: Herr Bischof, wir verstehen nicht, dass Sie nicht Mitglied in unserem Förderverein sind: wir werden die Kirche bauen. Und sie werden sie bauen. Niemand wird das verhindern können. Dann sollen wir sie auch lassen. Ich sage, das ist jetzt unsere Tür zu den Menschen geworden. Wir haben über die Kirchbauvereine, die Orgel- und Glockenvereine mehr Kontakt zu »Heiden« als durch alle unsere missionarischen Bemühungen.«<sup>34</sup>

In solcher Situation finde ich es fatal, ein Programm zu entwickeln, dass solche kleinen Gemeinden zu Gemeinden zweiter Klasse macht, das Kirchgebäude aufgibt und für den Rückzug in geistliche Zentren plädiert. In dem einen Dorf entsteht eine solche Initiative und bringt, vielleicht zunächst punktuell, kirchliches Leben zum Blühen. Im Nachbardorf bleibt diese Initiative aus. Gottes Wege bleiben unverfügbar sowohl im Aufblühen wie auch im Verwelken. Dies müssen wir geistlich bewältigen und das heißt, die vielen Chancen der Parochie heute kräftig nutzen und sie als Orte, wo Evangelium verkündigt und

Gottesdienst gefeiert wird, profilieren. Das heißt aber auch auszuhalten, daß all unser gezieltes Planen und Handeln manchmal nicht auf fruchtbarer Acker fällt.

*Dr. Matthias Rein, Studienleiter am Theologischen Studienseminar der VELKD in Pullach*

Vortrag auf der Tagung Kirche der Freiheit, Evangelische Akademie Tutzing, 17.4.2007

## Aussprache

### Qualitätssicherung im Mentorat

Unsere Vikarinnen und Vikare sollen in Zukunft neben den qualitätssichernden Maßnahmen des Studiums, der Studienbegleitung, des ersten Examens, des Vikariates, des Dienstzeugnisses und des zweiten Examens noch ein weiteres Assessment im Landeskirchenamt durchlaufen.

Brisant wird das Streben nach Qualität, wenn man bedenkt, dass auf der anderen Seite ein ganz wichtiger Bereich unserer Kirche, nämlich die praktische Ausbildung unseres Nachwuchses in den Gemeinden von jeglichem Qualitätsmanagement befreit agiert: das Mentorat. Zweieinhalb Jahre darf ich einen jungen Menschen begleiten, ihm Dinge beibringen, ihn beurteilen, ihn in der Sache und persönlich auf das Berufsleben vorbereiten und kein Mensch hat je meine Eignung dafür geprüft, hinterfragt, festgestellt oder gefördert.

Dahinter steht die Furcht, niemand könnte mehr bereit sein, diese anspruchsvolle Aufgabe zu übernehmen. Ich frage mich, ob diese Angst wirklich begründet ist.

Ich meine jedenfalls, dass die Ausbildung der Vikarinnen und Vikare und ihre Eintrittshürden bei weitem ausreichen. Alle Mentorinnen und Mentoren sollten auf der anderen Seite aber auch gewisse Mindeststandards erfüllen.

Das könnte zum Beispiel so laufen: Verpflichtende Grundkurse, gezielte Fortbildungen müssen regelmäßig besucht werden. Das Predigerseminar verpflichtet die Mentorin/den Mentor auf Mindeststandards, deren Erfüllung regelmäßig abgefragt wird. Die Vikarinnen und Vikare dürfen die Einhaltung dieser (zur Qualitätssicherung ihrer eigenen Ausbildung) auch einfordern. Mentorinnen und Mentoren, die dazu nicht bereit sind kriegen keine Vikare mehr.

Wenn wir unsere aktuellen Ausbildungs- und Beurteilungsrichtlinien wirklich wollen und auch ernst nehmen, dann können wir einfach nicht den wichtigsten Bereich, die Ausbildung derer, die uns einmal beruflich beerben, dem Zufall überlassen.

*Matthias Ewelt, Mentor, Pfarrer in Ansbach-Brodswinden*

### Sind Gebete witzig?

*zu: Letzte Meldung in Nr. 5/07*

Sehr geehrter Herr Ost, ich lese das [KORRESPONDENZBLATT](#) sehr gerne und habe auch oft über die »Letzte Meldung« geschmunzelt.

Bei der Mai-Ausgabe war ich allerdings über die »Letzte Meldung« nur entsetzt. Wie kann man nur das Gebet eines Menschen, das wahrscheinlich vertrauensvoll in das Buch für Gebetsanliegen geschrieben wurde, zur Belustigung von Pfarrerinnen und Pfarrern in das [KORRESPONDENZBLATT](#) übernehmen?

Ich habe mich dafür geschämt.

Mit freundlichen Grüßen

*Carola Wagner  
Militärpfarrerin,  
Augsburg*

P.S.: In meinem Dienst habe ich auch mit Wehrpflichtigen zu tun, die der deutschen Sprache nicht so mächtig sind, und - wie der Beter - darunter leiden. Muss ich sie vor solchen Gebetsbüchern nun warnen? Es könnte ja sein, dass ein akademisch gebildeter Pfarrer/Pfarrerin ihr Gebet für seine Kollegen ins [KORRESPONDENZBLATT](#) in die Schmunzellecke übernimmt....

### Papst I: Mehr Distanz!

*zu: Liebe Leserin in Nr. 6/07*

Lieber Herr Ost, haben Sie vielen Dank für Ihr Editorial im letzten [KORRESPONDENZBLATT](#)! Dass sich die Medien überschlagen, wenn es irgendetwas vermeintlich Wichtiges vom Papst zu berichten gibt, daran hat

man sich ja schon gewöhnt - schließlich sind wir ja Papst. Dass aber viele in unserer evangelischen Kirche bei dieser Benedikt-Manie mitmachen, finde ich sehr ärgerlich und manchmal peinlich. Wer jetzt überrascht ist über seine Äußerungen zu Theologie und Ethik, hat wohl den Kardinal Joseph Ratzinger nie zur Kenntnis genommen. Dessen Auffassungen etwa zur Ökumene haben sich durch seine Wahl zum Papst nicht im Geringsten geändert. Etwas mehr Distanz täte daher manchen auf allen Ebenen unserer Kirche gut. Die fundierte Besprechung von Benedikts Jesus-Buch durch G. Unger in der gleichen Ausgabe des Korrespondenzblattes könnte dazu beitragen.  
Mit freundlichem Gruß

*Dieter Heim,  
Pfr./StD i.R. in Bad Windsheim*

#### **Papst II: Nicht alles ist göttlich-katholischen Ursprungs**

zu: *Liebe Leserin und Christentum fundamental* in Nr. 6/07

Das aktuelle KORRESPONDENZBLATT enthält zwei sehr interessante »Auseinandersetzungen« mit dem Ratzinger-Papst. Ich finde insbesondere Ihr Wort an die Leser sehr aufrichtig und beherzigenswert, ebenso wie notwendig. Auch mir hier in der ostbayerischen Extremdiaspora ist die »sich selbst feiernde (römische) Kirche« immer wieder ein wehtuendes Ereignis, weil da zugleich in ebenso selbstverständlicher wie verletzender Weise Evangelisches in Person oder Inhalt ausgegrenzt wird. Auch ich stehe diesem Papst sehr viel kritischer als noch 2005 und verärgert entgegen, anfängliche Hoffnungen erweisen sich als unrealistisch und zu blauäugig. Meine Söhne heißen (in der Reihenfolge der Geburt) Rafael, Benedikt (geboren 2004!!! vor jeglichem Denken an einen Benedikt-Papst!) und nun Kilian. Sagte doch jetzt eine Kindergärtnerin in dem (hierzulande zwangsläufig) katholischen Kindergarten dem wir die beiden Großen anvertraut haben: »Da haben ja alle Ihre Kinder schöne katholische Namen. Sie sind halt wahrhaft ökumenefreundlich!« - Das gibt mir zu denken, zeigt es doch, dass Wenige von einer gemeinsamen christlich-kirchlichen Vorgeschichte zwischen Jesus und Martin Luther wissen (wollen) und dass katholisch-volkstümliche »Generosität« (um nicht zu sagen: Anmaßung) nicht einmal zu unterscheiden in der Lage ist,

dass Namen auch nicht-katholische weil vorchristlich-religiöse (in dem Fall jüdisch-hebräische) Wurzeln haben können. Nach dem Motto: Alles ist göttlich-katholischen Ursprungs...

Ich glaube, ich werde die Taufe von Kilian demnächst nutzen, um in der Predigt über Namensgebung und ihren Gottesbezug der Eindimensionalität katholischen Kircheseins bewußt etwas entgegen zu setzen. Ihr offenes Wort im Korrespondenzblatt hat mir dazu Mut gemacht.

Herzlichen Dank und freundliche Segenswünsche!

*Leander Sünkel,  
Pfarrer in Oberveichtach*

#### **Papst III: Kanonische Exegese zu: Christentum fundamental**

in Nr. 6/07

Endlich rührt sich die theologische Kritik aus der evangelischen Pfarrerschaft an Josef Ratzingers Christologie. Ratzinger, hier darf man ihn so nennen, denn er wollte ja nur ein persönliches Buch schreiben, also verzichte ich auf die offizielle Bezeichnung, hat ein sicheres Gespür für das, was weltreligionspolitisch dran ist. Mindestens Fundamentalisierung, wenn man es schon noch vermeiden will es Fundamentalismus zu nennen. Allerdings geht er da etwas schlauer vor, als die auch von ihm in Südamerika bekämpften Pfingstkirchen und evangelikalen Freikirchen. Keine plumpe Verbalinspiration, sondern ein Streifzug durch die Theologie der letzten Jahrzehnte, allerdings die Erkenntnis ist die gleiche: Die historisch – kritische Exegese ist des Teufels. Sie zerstört und ist die Sache des Antichristen. So haben es sogar evangelische Presseorgane zitiert, allerdings ohne Empörung. Er ist ja doch so nett, da kann man nun mal nichts dagegen halten. So weit, so schlecht. In anderen Äußerungen nennt es Ratzinger den Kampf gegen den Relativismus, meint aber das gleiche: In Glaubenssachen darf nichts relativ sein, müssen die Dinge sich eindeutig verhalten. Interpretation, Exegese und moderne Wissenschaft, sind aber per se »relativ«, weil immer wieder auf Korrektur und Sachkritik angewiesen. Bruder Unger setzt dem die Ergebnisse neutestamentlicher Forschung entgegen. Sicher vieles von dem, was Unger hier als gegeben voraussetzt, kann neu hinterfragt werden. Die Trennung von voröster-

## **4. Info-Tag für Ruheständler und Pfarrwitwen am 04. Oktober 2007, 10.00 Uhr im CARITAS-PIRCKHEIMER-HAUS in Nürnberg**

Lieber Schwestern und Brüder,

zum vierten Mal findet in Nürnberg ein Info-Tag für Ruheständler und Pfarrwitwen statt.

Diesmal wird **Landesbischof Dr. Johannes Friedrich** zu Gast sein und über aktuelle Entwicklungen in der Landeskirche berichten.

Zu diesem Info-Tag lade ich Sie und Ihre(n) Ehepartner(in) herzlich ein.

Ab 9.30 Uhr stehen an diesem Tag im Caritas-Pirckheimer-Haus Kaffee und andere Getränke bereit. Nach Vortrag und Diskussion lädt Sie unser Verein zum Mittagessen ein. Wenn Sie daran teilnehmen möchten, bitte ich Sie, sich *bis spätestens 21. September 2007* im Büro des Pfarrerinnen- und Pfarrervereins anzumelden (Tel.: 0 95 72 - 79 05 00, Rinnig 8, 96264 Altenkunstadt). Die Fahrtkosten werden für Mitglieder und für Witwen verstorbener Mitglieder erstattet.

Nach dem Essen referiert  
Notar **Dr. Ernst Wahl**, Nürnberg  
über

**»Vorsorgevollmacht und  
Betreuungsverfügung«**

Verantwortliche des Vereins werden für Fragen und Anliegen zur Verfügung stehen. Sagen Sie uns, was der Verein Ihrer Meinung nach für Sie tun kann. Wir werden versuchen im Rahmen unserer Möglichkeiten zu helfen.

Freundliche Grüße  
Ihr  
Karl F. Künzel

lichen Jesus und nachösterlichem Christus scheint nicht mehr die neueste Erkenntnis zu sein. Jesus von Paulus, der erst den Gottessohn aus ihm gemacht hat, zu trennen, das war schon ein Versuch der Leben-Jesu-Forschung aus dem 19. Jahrhundert. Nicht umsonst erinnert Unger an Loisy, der einer ähnlichen Theologie entstammt. Im Grunde geht der Streit um die Reich-Gottes-Jetzt-Theologie und um Bruder Petersen um die gleiche Grundfrage. Lassen sich die neutestamentliche Christologie und die paulinische Theologie abtrennen von einer vermeintlichen Jesulogie? Antwort eindeutig nein! Die exegetischen Fragen wären allerdings dann, warum der frühere Paulus so überhaupt kein Interesse am irdischen Jesus zeigt, warum die späteren Synoptiker dann doch und warum es anscheinend so unterschiedliche Gemeindeftheologien während der Schriftbildung des NT gegeben hat. Da hat m.E. die neuere Exegese durchaus Versuche

gewagt. Ratzinger versucht alle diese Probleme mit einer »kanonischen« Exegese zu umschiffen. Nicht dumm die Idee, aber wissenschaftlich unbefriedigend. Letztlich landen wir in der gedanklichen Konsequenz dann doch wieder bei der päpstlichen Autorität und beim kirchlichen Lehramt. Wenn der heilige Geist immer als Berater bei den lehramtlichen Verlautbarungen dabei war, dann können wir uns das ganze relativistische Denken sparen. Und die Christen, auch viele Evangelische, jubeln ihm zu, unserem Benedetto. Und wenn er, sicherlich ein gescheiter Kopf, dann auch noch in Umfragen als der größte deutsche Intellektuelle unserer Zeit genannt wird, ohne dass die anderen gescheiterten Köpfe unseres Landes, geschweige denn Theologen beider

Konfessionen, aufschreien, dann ist es mit dem Intellekt unter uns nicht allzu weit her. Aber Vorsicht der Gebrauch der Vernunft ist ja doch wohl eher relativ.

Martin Voß,  
Dekan in Ludwigsstadt

## Liebe Leserin, lieber Leser!

Die GemeindepfarrerIn ist die Hausfrau der Kirche: auf einem vielfältigen Tätigkeitsgebiet soll er, sie alles machen und alles können. Die Fachleute belächeln professionellen Amateurismus: Nichts kann er richtig, nichts von allem hat sie gelernt, was sie tut! Sie sprechen aus, was man selbst oft denkt. Also bildet man sich fort – und sucht anschließend nach einer passenden Stelle, die es leider nicht gibt, die ein/e andere/r schon hat oder die dringend für jemanden vorgesehen ist. Ja, und die Wahlgremien – nicht zu kalkulieren, entscheiden aus dem Bauch heraus, vergessen manchmal, was sie eigentlich wollten. Manchmal habe ich den Eindruck, es gibt keine schlimmere Sackgasse als Spezialisierung, wenn man sie nicht als persönlichen Gewinn nimmt. Je qualifizierter jemand ist, umso schwerer ist er/sie »unterzubringen« (was für ein Wort!). Kompetenzen bei der Beurteilung feststellen ist das eine, sie auch einsetzen können etwas ganz anderes (und *nur daran* wird sich entscheiden, ob die Beurteilung nur Zeit kostet oder auch etwas bringt!).

Die Rechtfertigungslehre recht verstehen, mag ein Weg sein, mit dem eigenen Ungenügen und der unpassenden Stelle zu leben. Vielleicht könnte man

aber auch Gemeindepfarrstellen besser profilieren? So, wie man es in Gemeinden mit mehreren Stellen schon lange versucht: die Arbeit wird nach Begabung auf die verschiedenen Stelleninhaber verteilt und jede/r macht auch manches, was er/sie nicht so gut kann (das gehört wohl immer dazu, in jedem Beruf und auch auf der Traumstelle). Nur werden die Pfarreien mit mehreren Stellen im Zuge der Stellenplanungen nicht zahlreicher. Könnte man Einzelpfarrstellen so profilieren: Dass eine Stelle die Geschäftsführung für die andere mit macht und der Kollege, die Kollegin den Konfirmandenunterricht usw.? Wahlgremien müssen da aber auch mitspielen und dürfen die eigene Gemeinde nicht als das allein Entscheidende betrachten. Oder sie müssen aus KirchenvorsteherInnen beider Gemeinden gebildet werden. Oder wir machen aus der »Hausfrau« einen Spezialisten, so, wie man aus dem Dorfarzt den »Arzt für Allgemeinmedizin« gemacht hat? Was bedeutet das für die Ausbildung und für den Personaleinsatz?

Am Ende schwärmen unsere Gemeinden vielleicht wieder von der guten alten »Hausfrau« wie von der Diakonisse als Gemeindegeschwester?

Ihr Martin Ost

## Ankündigungen

### Fachstelle für Frauenarbeit

#### »... und tanz ein Lied der Stille...«

Ein Tag in Stille und Bewegung – in Bewegung und Stille

23.09.2007

Ort: Tagungshaus Stein

Sich be-Weg-en lassen vom Tanz, der in die Stille führt.

Sich be-rühren lassen von der Stille, die hinführt in Bewegung und Tanz.

Das sind die beiden heilsamen und heilenden Wege, zu denen wir Sie einladen und, die wir an diesem Sonntag mit Ihnen gehen wollen.

Die Menschen sehnen sich nach Stille, aber auch nach Bewegung und Aktivität.

Dieser Tag bietet die Möglichkeit, beides in Einklang und Gleichklang zu bringen und das eigene Maß herauszufinden.

## ■ »Du stellst meine Füße auf weiten Raum«

Spiritualität für Frauen  
25.-26.09.2007

Ort: Tagungs- und Gästehaus Stein

Die Sehnsucht nach einer Balance zwischen Alltags Herausforderungen und Spiritualität wird in unserer heutigen Zeit insbesondere von Frauen, denn im Alltag erleben viele eine zunehmende Enge, verursacht durch ständig steigende (Leistungs-)Anforderungen. »Funktionieren müssen« auf allen Ebenen – im Beruf und im Privaten – da bleibt wenig Raum, sich über den eigenen spirituellen Weg, den eigenen Glauben Gedanken zu machen, ihn mit Leben zu füllen oder sich mit anderen darüber auszutauschen. Und dennoch kann die Erfahrung von Weite – verursacht durch eine spirituelle Anbindung – neue Perspektiven eröffnen. Die Tagung möchte Impulse für den Blick nach vorne geben und zur Vernetzung anregen.

## ■ Vereinbarkeit von Familie und Beruf

### –Ein Thema für kirchliche Organisationen?

12. Oktober 2007, 10.30 – 15.30 Uhr

Ort: Tagungs- und Gästehaus Stein

Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist in aller Munde und politisch tut sich einiges: seit Januar 2007 gibt es Elterngeld und erweiterte Kinderbetreuungsangebote, wie z.B. Krippenplätze, sind in der Diskussion. Wie werden Kirche und Diakonie zu diesem Thema aktiv?

Wir wollen uns in Stein über den Stand der familienpolitischen Diskussion informieren und nach dem Rollenverständnis, das hinter einzelnen Maßnahmen steht, fragen. Anschließend wollen wir aktuelle Entwicklungen bei kirchlichen und diakonischen Trägern diskutieren und uns gleichzeitig Anregungen von außen holen zur Umsetzung und Weiterentwicklung familienpolitischer Maßnahmen in Kirche und Diakonie.

## ■ Im Rhythmus der Seele

Trommeln als Quelle weiblicher Spiritualität  
26.-28.10.2007

Ort: Tagungs- und Gästehaus Stein

Die Trommel ist ein uraltes weibliches und machtvolles Klanginstrument. Unerhörtes wird hörbar. Die Hände bringen die Trommelhaut zum Schwingen und Klingen, der Trommelkörper gebiert Klangfarben verschiedenster Art. Im Tanz der Hände auf der Haut verbinden wir uns mit unserer weiblichen Kraftquelle und der Energie der anderen Frauen, weben einen Klangteppich, der uns das Erleben von Getragensein spüren lässt.

## ■ Jetzt will ich mich engagieren – aber wie und wo?

Ehrenamt und bürgerschaftliches Engagement, das zu mir passt

17.11.2007, 9:30 bis 17:00 Uhr

Bürgerschaftliches Engagement, dieses Wort hören wir immer öfter, wenn es um Ehrenamt geht. Es beschreibt treffend, wie sich die »neuen Ehrenamtlichen« verstehen: Als Bürgerinnen, die sich bewußt dort engagieren, wo sie ihre Kompetenzen und Interessen gut eingebracht sehen.

Aber welche Felder gibt es da? Von sozialem Engagement bis zum kulturellen Einsatz, ist vieles möglich. Wie können Ihre Kompetenzen und

die Nachfrage danach zusammenkommen und wie können Sie dadurch Ihre Kompetenzen auch erweitern?

Am Beispiel des ZAB (Zentrum Aktiver Bürger) in Fürth und anhand anderer Beispiele werden wir dies erkunden. Sie erhalten Einblick in die vielfältige Arbeit von bürgerschaftlich Engagierten und können selbst prüfen, was Ihnen gefallen würde.

## ■ »Freu dich, du bist mit Gnade beschenkt, denn die Lebendige ist mit dir!« Lk 1, 28

Mit Tanz und Bewegung Adventsliturgie gestalten

01.12.2007

Ort: Tagungs- und Gästehaus Stein

Advent – Zeit der Hoffnung. Wir sehen das himelschreiende Unrecht auf Erden.

Advent – Gott kommt trotzdem. Was dagegen spricht, hat nicht das letzte Wort.

Advent – Zeit der Vorfreude. Wir lassen uns nicht lähmen von Enttäuschungen, zerbrochenen Lebensplänen, von Ängsten und Sorgen. Gott will uns mit einem Leben in Fülle beschenken. Aus dieser Quelle schöpfen wir Kraft, um unsere Welt mitzugestalten. Unsere Sehnsucht nach Liebe, Gerechtigkeit und Frieden wird gestillt. Gott feiern, mit Tanz und Bewegung, mit Leib- und Sinnlichkeit. Dieser Wunsch trifft in unseren Gemeinden auf manche Vorbehalte und Unsicherheiten: Wie können Tanz und Bewegung unser spirituelles Erleben bereichern? Welche Praxismodelle für Gebete und Lieder haben sich bewährt? Im Mittelpunkt dieses Tanztages steht der Advent.

## ■ »Im Mittelpunkt stand stets die Dame«

Der Salon, ein weiblich geprägter Gesprächsraum

08.12.2007, 9.30 bis 17.00 Uhr

Ort: Tagungs- und Gästehaus Stein

Dies ist eine Einladung zur lustvollen Auseinandersetzung mit einer ganz besonderen Form von Kommunikation.

Zunächst geht es um einen fast vergessenen Teil der europäischen Geschichte: um die Geselligkeits- und Salonkultur. Frauen haben hier als Anregerinnen, Gastgeberinnen, Denkerinnen, Autorinnen, Künstlerinnen und Mäzeninnen eine hervorragende Rolle gespielt.

Wir lernen berühmte Frauenpersönlichkeiten kennen wie Aspasia, Isabella d' Este, Ninon de Lenclos, Johanna Schopenhauer oder auch Gertrude Stein.

Wie können Sie nun selbst einen Salon gestalten? Dies erfahren Sie im weiteren Verlauf des Tages, wenn wir locker und verlockend mit einander ausprobieren, was das konkret bedeuten könnte: Salonkultur heute.

Erleben Sie dazu unseren eigenen Salon, den wir auch räumlich nach unseren Fantasien und Vorstellungen gestalten werden.

**Information und Anmeldung:** Fachstelle für Frauenarbeit der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, Telefon: 09 11 - 68 06 - 142,

e-mail: kurse@frauenwerk-stein.de

# Evang. Bildungszentrum Hesselberg

## ■ Sommertanzwoche

05.08.07 (18.00 Uhr) – 10.08.07 (13.30 Uhr)

Mit allen Sinnen werden die Teilnehmenden den Sommer erfahren, verspricht die Referentin Christine Anijs-Rupprecht. Sie macht Mut: der Kurs möchte alle ansprechen, die sich gerne nach Musik bewegen, sich der Botschaft der Tänze öffnen und in der Begegnung mit anderen neue Erfahrungen machen wollen. In der Sommertanzwoche werden leicht erlernbare Tänze getanzt, die auch später gut in die Arbeit mit Menschen eingebaut werden können. Dabei werden die Teilnehmenden in die Qualitäten der vier Elemente Feuer, Wasser, Erde und Luft mit alten und neuen Kreistänzen aus verschiedenen Ländern eintauchen und so die Freude, die Farben und die Hitze des Sommers in und um sich spüren und feiern. Ausgewählte Texte werden die Tänze begleiten.

**Kursleiterin:** Christine Anijs-Rupprecht

**Verantwortlich:** Pfr. Bernd Reuther

## ■ Fit in 8 Tagen

05.08.07 (18.00 Uhr) – 12.08.07 (10.30 Uhr)

## ■ Umweltbildungsseminar »Klimawandel – Lebensstil – Nachhaltigkeit«

21.09.07 (18.00 Uhr) – 23.09.07 (13.00 Uhr)

## ■ Seminar »Ein kleiner Versuch über die Dankbarkeit«

05.10.07 (18.00 Uhr) – 07.10.07 (13.00 Uhr)

Schon als kleines Kind, kaum hat man gelernt, erste Worte zu sprechen, bekommt man beigebracht, dass man »Danke« sagen muss, wenn man etwas bekommt. Hierdurch lernen Kinder die wichtige Bedeutung der Höflichkeit für das menschliche Miteinander. Aber entdecken sie damit auch die Dankbarkeit? Was ist eigentlich Dankbarkeit, was ihr tiefer, innerer Grund? Welche Lebenshaltung resultiert aus wirklicher Dankbarkeit? Diese Fragen sind Inhalte des Seminars am Hesselberg. Es wird versucht, Antworten zu finden mit Hilfe der eigenen Biografie und dem, was biblische Geschichten hierzu zu sagen haben.

**Leitung:** Pfr. Bernd Reuther

## ■ Seminartage »Kirche und Motorrad« – Vernetzung in Bayern

28.10.07 (18.00 Uhr) – 30.10.07 (13.00 Uhr)

Alle kirchlichen Mitarbeitenden sind zu diesen Seminartagen eingeladen. Einerseits zur gemeinsamen Ausfahrt ins herbstliche Westmittelfranken und andererseits zum Gespräch darüber, wie es gelingen könnte, die einzelnen Aktivitäten zum Thema »Kirche und Motorrad« in der bayerischen Landeskirche besser zu vernetzen bzw. zu intensivieren.

Die Seminartage finden bei jedem Wetter statt!  
**Leitung:** Pfr. Bernd Reuther, Pfr. Frank Möwes

## ■ Vorbereitungstagung zur Bibelwoche 2008

11.09.07 (14.00 Uhr) – 14.09.07 (13.00 Uhr)

**Leitung:** Bernd Reuther, Dr. Marcus Döbert

Postvertriebsstück  
Dt. Post AG  
Entgelt bezahlt

Pfarrer- und  
Pfarrerinnenverein  
Rinnig 8  
96264 Altenkunstadt

## Freud & Leid

### aus unseren Pfarrhäusern

#### Geboren:

**Paula Franziska Grober**, 2. Kind von Katy Thiedig und Michael Grober, am 16.05.2007 in Coburg

**Kilian Sünkel**, 3. Kind von Annett und Leander Sünkel, am 8.6.2007 (Oberviechtach)

#### Gestorben sind:

**Lukas Fempel**, 78 Jahre, zuletzt in Nördlingen III, am 26.10.2006 in Nördlingen (Witwe: Barbara Fempel, Nördlingen)

**Walter Wegner**, 65 Jahre, zuletzt am Rudolf-Diesel-Gymnasium in Ausgburg, am 20.04.2007 in Diedorf (Witwe: Susanne Wegner)

**Brunhilde Putz**, 53 Jahre, am 01.05.2007 in Gunzenhausen (Witwer: Pfr. i.R. Christoph Putz)

#### ■ Seminar »Mit der Trauer leben«

- Ein Wochenende für Menschen, die einen nahen Angehörigen verloren haben -  
09.11.07 (18.00 Uhr) – 11.11.07 (13.00 Uhr)  
Leitung: Gudrun Reuther, Bernd Reuther

#### ■ Urlaub vom Alltag Freude an der Trommel

09.11.07 (18.00 Uhr) – 11.11.07 (13.00 Uhr)  
Referent: Eberhard Adamzig,  
Verantwortlich: Pfr. Dr. Marcus Döbert  
Anmeldung und Information für alle Veranstaltungen beim Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg unter Tel.: 0 98 54 - 10 -0 oder per E-Mail unter info@ebz-hesselberg.de

## Evangelischer Bund Bayern

### ■ Halloween - Keltenkult, Karneval, Kommerz

Was also ist des Kürbis' Kern?  
Spektakel zwischen christlicher Tradition und Neuheidentum

02.10, 10.00 Uhr -03.10.2007, 16.00 Uhr

Ort: RPZ, Heilsbrunn  
Reformationstag und Allerheiligen haben Konkurrenz bekommen. Die Nacht vom 31. Oktober auf den 1. November gehört den Hexen, Geistern und Gruselmonstern. Es ist Halloween. Halloween ist ein Phänomen, das in den letzten Jahren aus Amerika importiert wurde. Während es für die meisten Kinder und Erwachsenen eine Art gruseliger Herbst-Karneval ist, scheinen andere bewusst an dieser keltischen Tradition anzuknüpfen. Ist Halloween eine harmlose Spielerei für Kinder, eine satanistische Gefahr oder einfach nur ein kommerzieller Gag? Und wie können wir als ErzieherInnen, LehrerInnen und PfarrerInnen damit umgehen bzw. darauf reagieren?

Das Seminar informiert über die historischen und weltanschaulichen Hintergründe von Halloween, reflektiert pädagogische Erfahrungen der Teilnehmenden und erarbeitet Möglichkeiten, in Kirchengemeinde, Kindergarten und Schule mit dem Phänomen »Halloween« umzugehen.

Referenten: Dr. Harald Lamprecht, Beauftragter für Weltanschauungs- und Sektenfragen der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens und Geschäfts-

## Letzte Meldung

»In einer eigens geschmückten Kutsche bewegte sich der Festzug mit den Ortsvereinen zum Dorfplatz.«

aus: *Lokalteil einer Zeitung*

fürher des Evangelischen Bundes Sachsen. - Esther Richter, Lehrerin und Konrektorin einer Grund- und Hauptschule und Mitglied der bairischen Landessynode für den Kirchenbezirk Bretten. Außerdem stellvertretendes Mitglied der Synode der EKD.

Das Seminar findet statt in Kooperation mit dem Religionspädagogischen Zentrum der ELKB  
**Kosten:** Der Tagungsbeitrag beträgt 50.- Euro für Mitglieder im Evangelischen Bund, Studierende, Vikarinnen und Vikare 100.- Euro für alle anderen TeilnehmerInnen. 30.- Euro für Tagesgäste. Die Tagung ist als Fortbildungsmaßnahme für Hauptamtliche der Bayerischen Landeskirche anerkannt. Lehrkräfte, die an staatlichen Schulen Religion unterrichten, erhalten in der Regel freie Unterkunft und Verpflegung. Ehrenamtliche MitarbeiterInnen können im Rahmen des Ehrenamtlichengesetzes von ihren Gemeinden gefördert werden.

**Anmeldungen** bis 7.9. an den Evangelischen Bund Bayern, Adam-Kraft-Straße 37, 90419 Nürnberg,  
Tel.: 09 11 - 39 37 84 0,  
Fax: 09 11 - 39 37 84 2,  
eMail: EBBayern@t-online.de

FZ

## Impressum

**Schriftleitung:** Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim, Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de  
in Gemeinschaft mit Karin Deter (Erlangen), Rosemarie Leipolz (Erlangen), Bernd Seufert (Nürnberg).  
Erscheint 11mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.  
Den Text finden Sie auch auf der Internetseite [www.pfarrverein-bayern.de](http://www.pfarrverein-bayern.de)  
**Redaktionsschluß** ist der 15. des Vormonats.

**Anzeigen und Druck:** Freimund-Druckerei Neuendettelsau, Ringstr. 15, 91 564 Neuendettelsau, Tel. 0 98 74 / 6 89 39-0, Telefax -99.  
**Bezug:** Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern. Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins – sind zu richten an den **Herausgeber:** Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Pfarrer Klaus Weber, Rinnig 8, 96 264 Altenkunstadt, Telefon 0 95 72/79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: info@pfarrverein.de